



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Ein Mann.

Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Im Arbeitszimmer des verstorbenen John Ericus saßen sich die Witwe und Richard Tromholt gegenüber wie zwei Menschen, von denen der eine gebeugt und des Rathes bedürftig, und der andere in ehrlichem Eifer bemüht ist, einen solchen nach bester Einsicht zu ertheilen.

Kurz vorher hatte Richard Tromholt auf Wunsch der Witwe das Testament durchgelesen und hatte nun auch die ihn selbst betreffende Stelle des letzten Willens kennen gelernt.

Der Verstorbene hatte ihm darin das glänzendste Zeugniß seines Vertrauens ausgestellt, indem er ihm die Ordnung seines Nachlasses im Verein mit dem langjährigen Procuristen des Hauses, einem Herrn Karl Aht, übertrug und es der Entscheidung dieser beiden Generalbevollmächtigten anheimstellte, ob das Geschäft in Kiel veräußert oder für Rechnung der Familie weitergeführt werden sollte. Bezüglich der Limfordener Werke war diese Entscheidung sogar Richard allein überlassen.

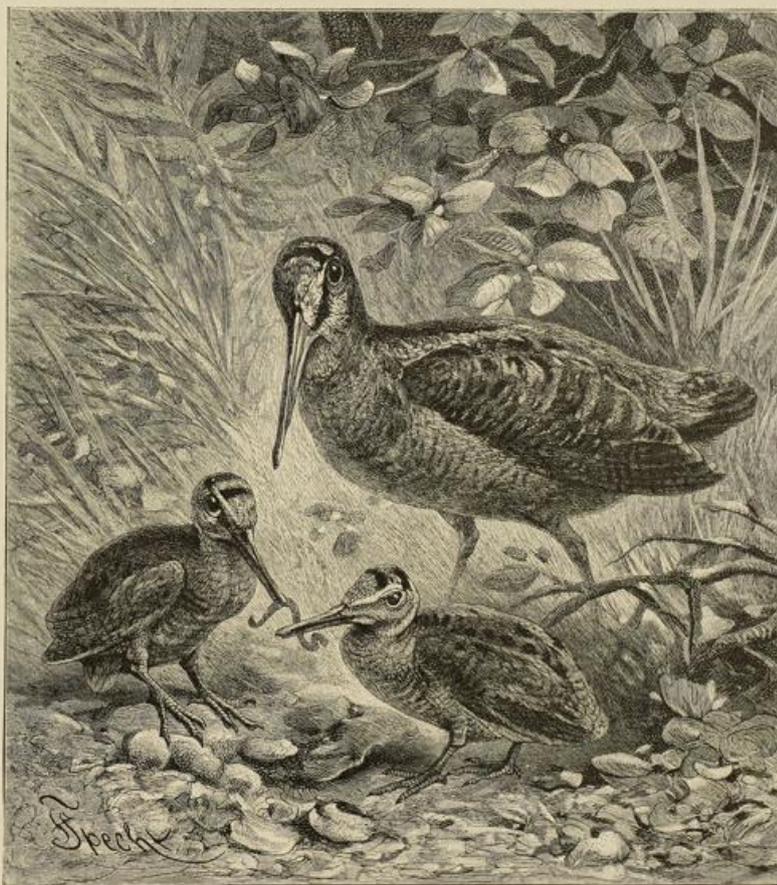
Wie es von dem gewiegten Geschäftsmann nicht anders zu

erwarten gewesen, waren für jeden Fall die genaueren Bedingungen vorgesehen.

Obwohl das Benehmen der Witwe Richard keinen Zweifel

darüber ließ, daß sie sich diesen Bestimmungen nicht etwa nur zwangsweise, sondern mit demselben Vertrauen, das ihr verstorbener Mann ihm bezeugt hatte, unterwarf, ja daß sie in ihrer dermaligen hilflosen Lage auf ihn als auf ihre treueste, feste Stütze blickte, mußte er sich angesichts der großen Verantwortung, die es zu übernehmen galt, doch eine Bedenkzeit erbitten, ehe er sich für das eine oder das andere entschied.

Bezüglich Limfordens zwar stand Tromholts Entschluß, wenn irgend möglich den Betrieb der dortigen Werke fortzusetzen, fest; was jedoch die Kieler Firma betraf, so schwankte er noch, und jedenfalls mußte er seine endgültige Entscheidung von einer genauen Einsicht in die Geschäftsbücher und einer Rücksprache mit Herrn Aht, seinem Mitbevollmächtigten, abhängig machen. Diesen verhinderte



Faldschnepe.

Zeichnung von F. Specht.

ein Unwohlsein, der heutigen Verhandlung persönlich beizuwohnen. So konnte Richard der Witwe zunächst nur seine Wünsche und Hoffnungen, sowie sein redliches Bestreben ausdrücken, alles, was in seiner Kraft stehe, zu deren Erfüllung beizutragen.

Sie dankte ihm dafür in bewegter Weise, und da hiermit der geschäftliche Theil des Gesprächs für heute erledigt war und er auch seinem persönlichen Mitgefühl bereits Ausdruck verliehen hatte, stand Richard im Begriff, sich zu verabschieden, als Frau Ericius in bittender, vertraulicher Art ihre Hand auf seinen Arm legte. „Noch eins, Herr Tromholt,“ sagte sie, und man sah ihr an, daß es ihr nicht leicht wurde, den Gegenstand, auf den jetzt die Rede kommen sollte, zu berühren. „Etwas, das mein verstorbener Mann bei der Niederschreibung seines letzten Willens nicht mehr zu berücksichtigen vermochte, obwohl es ihn im Geist viel beschäftigt hat und auch der Grund unserer beabsichtigten Reise nach Limforden war — es betrifft den Bräutigam meiner Tochter Susanne, meinen künftigen Schwiegersohn, den Grafen Uklar.“ — Bei der Nennung dieses Namens zuckte Tromholt unwillkürlich zusammen, aber wieder legte sich die Hand der Witwe besänftigend auf seinen Arm, als ob sie ihm durch diese Bewegung Abhilfe leisten wollte für den Schmerz, den ihre Worte ihm bereiten mußten.

„Graf Uklar hatte die Absicht und hat sie noch, von der Marine auszuschcheiden, seinen Wohnsitz in Limforden zu nehmen und sich an der wirtschaftlichen Leitung des Guts zu betheiligen. Wie denken Sie darüber, Herr Tromholt? Es ist die Mutter, die Sie fragt.“

Tromholt schwieg eine Weile. Trotz der letzten Worte weckte das Mitgefühl mit Witzeschwelle eine Reihe so trüber und bitterer Vorstellungen in ihm, daß er nicht gleich darauf antworten konnte. Es lag nicht in seiner Art, zuerst an sich selbst zu denken. Er sah zunächst die Stellung Altens, seines Mitarbeiters und Freundes, aufs schwerste bedroht, wenn der Graf sich in die Gutsverwaltung mischte, und dann — dann erst dachte er an die Qual, die es ihm selbst bereiten würde, so in ihrer, in Susannes Nähe leben, sie täglich sehen, Zeuge ihres Glückes und des Glückes jenes Mannes sein zu müssen, den sie ihm vorgezogen hatte. Es ging schier über seine Kraft, und doch kämpfte er gegen diese Schwäche, schämte er sich eines Gefühls der Eifersucht, das in ihm aufgestiegen war.

Es konnte Frau Ericius, die angstvoll seiner Antwort harrete, nicht verborgen bleiben, wie sich seine Stirne bei diesen Gedanken verfinsterte. „Er liebt sie noch,“ sagte sie sich, „aber er wird sich beherrschen.“

Und wie schwer es ihm ward, verrieth der Ton seiner Stimme. Sie hatte einen fremden, heiseren Klang, als er erwiderte: „Es ist mir ja unmöglich, gnädige Frau, ein Urtheil darüber abzugeben, ob Ihr künftiger Herr Schwiegersohn die für eine solche Thätigkeit erforderlichen Eigenschaften besitzt. Ohne mir an seinen Fähigkeiten den geringsten Zweifel zu erlauben, glaube ich doch bemerken zu müssen, daß die Bewirthschaftung eines so ausgedehnten Landbesitzes wie Limforden einen Mann erfordert, der vor keiner Anstrengung zurückschreckt und mit der nöthigen Entschiedenheit des Charakters eine Kenntniß der Geschäfte verbindet, wie sie sich eben nur durch längeres theoretisches und praktisches Vorstudium erwerben läßt. Einen solchen Mann besitzen wir in Herrn von Alten. Daß dieser sich einer Einmischung, deren innere Berechtigung nicht klar am Tag liegt, willig fügen werde, muß ich, wie ich ihn kenne, bezweifeln. Andererseits ist er aber ein so treuer, eifriger und zielbewusster Beamter, daß ich seinen Verlust, noch dazu im gegenwärtigen Augenblick, schwer beklagen würde.“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel hier Frau Ericius ein, „und mein seliger Gatte wußte es. Deshalb standen ihm Altens Verdienste höher als gewisse Zuträgereien von anderer Seite, und es würde weder seinen, noch meinen Ansichten entsprechen, wenn man Alten aus seiner Stellung verdrängen wollte. Auch mir wäre es lieber gewesen, mein künftiger Schwiegersohn wäre in seiner Stellung verblieben, allein der Dienst zur See ist mit Reisen oft von Jahresdauer verbunden, und ich kann es weder ihm, noch Susannen verdenken, wenn ihnen solche Aussicht für die Ehe wenig erfreulich scheint.“ Sichtbar lastete eine schwere Sorge auf dem Gemüth der Sprecherin, wieder berührte sie Tromholts Arm, als sie in weichem, fast bittendem Ton fortfuhr:

„Herr Tromholt, da wir, wie ich hoffe, nunmehr Verbündete fürs Leben sein werden, gewähren Sie mir eine Bitte, wie ich sie

nur allein an Sie zu stellen wage, und die Ihnen zugleich beweisen möge, wie weit mein Vertrauen, meine Hochachtung für Sie geht. Ich glaube nicht, daß Graf Uklar die Eigenschaften, von denen Sie sprachen, besitzt, eine trübe Ahnung sagt mir das Gegentheil. Wachen Sie über ihn, Herr Tromholt, verhüten Sie, daß er, wenn er dort ist, was ich nicht hindern kann, seinen Vorsatz durchführt und einen Einfluß zu gewinnen strebt, der schädlich sein kann. Beugen Sie Zerwürfnissen vor, lassen Sie sich selbst nicht in Ihren Entschlüssen beirren und denken Sie, was Sie thun, daß Sie es für mich — für meine Kinder thun. Wollen Sie? — Dank! Dank! — Leben Sie wohl!“

Sie entfernte sich rasch, ohne Weiteres abzuwarten; bestätigte ihr doch sein Händedruck die Erfüllung ihrer Bitte. Richard Tromholt aber stand in tiefster Bewegung da. Es war die schwerste Aufgabe, die ihm je zugemutet worden. War sie nicht zu schwer, selbst für seine Manneskultern? — Doch nicht daran dachte er jetzt, als er sich von der ersten Bestürzung einigermaßen erholt hatte. Ein Gefühl schmerzlicher Enttäuschung kam über ihn, daß ihn Susanne verschmäht hatte um eines Mannes willen, dem ihre Mutter jetzt schon mißtraute, und eine dumpfe Ahnung, daß sie ihn verschmäht haben könnte um einen, der ihrer nicht werth war, der das Herrliche, das ihm das Glück in den Schoß warf, nicht einmal zu schätzen wußte! —

Das erzählte Gespräch fand am Tage nach der Beerdigung des Herrn John Ericius statt, bei der Tromholt den Grafen nur flüchtig gesehen und von ihm den Eindruck eines Kavaliere empfangen hatte.

Ein Wiedersehen von tiefster Bedeutung stand ihm am folgenden Tag bevor, dasjenige mit Susanne. Drei Jahre waren vergangen, seit sie sich zuletzt gegenübergestanden hatten, drei Jahre aufreibender Arbeit, eine lange Zeit, und doch nicht lang genug, um zu vergessen.

Mit seiner ganzen Willenskraft hatte sich Tromholt gerüstet, als er den Gang nach der Villa am Schwanenweg, wo er heute mit den übrigen Trauergästen speisen sollte, antrat; mit Gewalt hatte er alle Erinnerungen, die sich ihm aufdrängten, zurückgewiesen, und als er nun in den Salon trat und Susanne, sich von ihrem Bräutigam trennend, lebhaft auf ihn zuschritt und seine Hand ergriff, da wich alles Blut aus seinen Wangen und strömte beklemmend nach dem Herzen. Sie war noch schöner geworden, aber auch ernster, gemessener fand er sie, als sie nun auf ihn zutrat, die Hand ausstreckte und mit einem gleichsam Verzeihung suchenden Blick und fast demüthig die ersten Sätze an ihn richtete.

Starke Befangenheit zitterte durch ihre Begrüßungsworte: „Eine schmerzliche Veranlassung ist es, die uns zusammenführt. Ich weiß, was Sie meinem Vater waren, wie er Sie schätzte und wie Sie sein Vertrauen verdienten. Ich danke Ihnen in unser aller Namen für die treuen Dienste, die Sie ihm geleistet haben und seinen Hinterbliebenen noch leisten wollen. Er war ein Mann der Pflicht wie Sie. Darf ich hoffen, daß Sie in der Erfüllung dieser Pflicht dieselbe Befriedigung gefunden haben wie er? Darf ich hoffen, daß es Ihnen stets wohl ergangen ist, daß Sie —“

Sie stockte, das Wort „glücklich“ wollte nicht über ihre Lippen. Nein, er war nicht glücklich, sie sah es. Auch Richard schwieg, und die Pause wäre für beide Theile zu peinlich geworden, wenn nicht in diesem Augenblick Susannes Schwester Dina und Graf Uklar hinzugetreten wären, um auch ihrerseits den Gast zu begrüßen. Mit anmuthigem Eifer wandte sich Susanne an ihren Bräutigam, um ihm Herrn Tromholt vorzustellen, aber der Graf unterbrach sie mit der Bemerkung, daß er die Bekanntschaft des Herrn Direktors — er betonte das Wort — schon gemacht habe. Dann sprach er mit diesem einige Worte in dem höflichen, aber kühlen Ton, in dem große Herren mit ihren Untergebenen zu verkehren pflegen.

Da sich jetzt auch weitere Gäste hinzudrängten und der Diener gleichzeitig meldete, daß das Essen aufgetragen sei, nahm Susanne den Arm ihres Bräutigams, und Tromholt suchte die Herrin des Hauses auf, an deren Seite er Platz zu nehmen hatte. Herrn von Alten fiel Dina zu, er hatte nicht mehr Zeit gefunden, mit Tromholt ein Wort zu wechseln.

Das Mahl verlief mit jenem Ernst, den die Veranlassung bedingte. Richard, obwohl er sich lebhaft mit der Hausfrau unterhielt, beobachtete heimlich das Brautpaar. Der Graf war von zuvorkommendster Liebenswürdigkeit Susanne gegenüber, und sie

lauschte mit Hingebung seinen ihr mit einer gewissen leichtfertigen Galanterie zugeflüsteren Worten.

Es war kein Zweifel, sie liebte ihn.

Als am Abend dieses Tages Alten abreiste und Tromholt, den die Geschäfte noch einige Tage in Kiel zurückhielten, ihm das Geleite zur Bahn gab, sagte der erstere: „Nun, wie gefällt Ihnen der Graf, Tromholt?“

„Ich habe noch keinen bestimmten Eindruck von ihm,“ erwiderte Tromholt ausweichend. „Seine Art ist weltmännisch, und er scheint nicht ohne Verstand zu sein.“

„Na, das wäre doch etwas,“ spottete Alten. „Aber wenn das nicht ein Erzlump ist, will ich nicht Alten heißen! Haben Sie den lauernden Zug in seinem Auge nicht bemerkt? Und diese herablassende Art, mit uns zu verfahren? Gefährlich ist der Bursch, verlassen Sie sich auf mich! Der wird uns noch lehren, wer Herr und wer Diener ist! Uebrigens, ist es denn richtig, daß er nach Simforden ziehen und den Marinemedienst verlassen will? Eine entsetzliche Aussicht!“

Richard schwankte, ob er Alten schon jetzt nähere Mittheilung über sein Gespräch mit der Witwe und über die testamentarischen Bestimmungen des verstorbenen Ericus machen sollte. Er entschloß sich nach einigem Zögern, auch Biancas wegen, dazu, ihm wenigstens das Nothwendigste zu unterbreiten. Nachdem dies geschehen war, warnte er Alten vor Unvorsichtigkeiten, zu denen ihn sein heftiges Wesen nur allzuleicht hinreißen könnte. „Wir beide,“ sagte Tromholt, indem er dem Scheidenden, der ihm nicht ohne Bewegung zugehört hatte, die Hand drückte, „müssen jetzt fester denn je zusammenhalten, alles hängt davon ab. Zähmen Sie Ihre Spottlust, Alten! Wir werden beide davon Gewinn haben! Wir müssen fortan wie Brüder zusammenhalten!“

„Ich schlage ein,“ rief Alten mit leuchtenden Blicken. „Und damit ich den Titel verdiene, Tromholt, auf daß wir wirklich wie Brüder verbunden seien, was sagen Sie dazu, wenn ich Ihre Schwester heirathe? Vorausgesetzt natürlich, daß sie mich nimmt!“ Tromholt lachte ausweichend. „Sie sind unverbesserlich, lieber Freund. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Bianca! Ich komme bald nach.“

In diesem Augenblicke setzte sich der Zug in Bewegung und Alten konnte einer gewissen Enttäuschung nicht Herr werden, daß Tromholt seine wenn auch halb im Scherz gesprochenen, aber eigentlich anders gemeinten Worte nicht ernsthafter aufgenommen hatte.

5.

Etwa um dieselbe Zeit, während das Vorstehende sich in Kiel am Schwanenweg zutrug, schritt ein Mann, der unverkennbar dem Seemannsstand angehörte, über die Adolfsbrücke in Hamburg. Es war der Kapitän Larjen aus Mäckeren, der mit seinem Schiff nach der Hansestadt gekommen war und eben eine Ladung nach Batavia angenommen hatte.

Als er sich zu den Arkaden wandte, um dort in einem nah dem Wasser liegenden Viertunnel einen Trunk zu sich zu nehmen, wurde sein Blick plötzlich durch eine weibliche Erscheinung gefesselt. Er stupte, weil er seinen Augen nicht trauen zu dürfen glaubte, und blieb mit dem Ausdruck höchster Spannung stehen. Aus einem in den Arkaden liegenden Laden trat ein junges Mädchen heraus und nahm, ohne sich umzuschauen, ihre Schritte gegen den Jungfernstieg.

Larjen eilte ihr so schnell, wie er vermochte, nach, ging, als er in ihre Nähe gelangt war, scheinbar ohne sie zu beachten, vorüber, forschte aber genau in ihrem Angesicht, wandte sich dann plötzlich um und rief mit erregter Stimme: „Du! Du! Ingeborg Elbe!“

Von Entsetzen ergriffen eilte Ingeborg vorwärts, und nur der eine Gedanke beherrschte sie, auf welche Weise es ihr gelingen könne, sich aus dieser unerwarteten, furchtbaren Gefahr zu befreien.

Aber es lag nicht in Larjens Absicht, freiwillig sich wieder entgehen zu lassen, was ihm der Zufall so unerwartet in die Arme getrieben hatte.

„Ich verlange, daß Du mir Rede stichst!“ zischte er, nachdem er sie wieder eingeholt hatte. Und um sie zu täuschen und kein Aufsehen zu erregen, setzte er mit schmeichelnder Haltung und Miene hinzu: „Komm! Drüben am Jungfernstieg ist eine Bank! Ich will Dich ja nur sprechen, und was auch das Ende sei:

ob Du mit mir gehst oder Deinem Worte untreu wirst, das Du mir gegeben hast.“

Aber Ingeborg Elbe antwortete nicht; in raschem Lauf und immer geradeaus blickend, setzte sie ihren Weg fort, und jetzt so stürmisch und mit so ausgesprochener Angst, daß die Blicke der Vorübergehenden sich auf sie richteten.

„Geh langsam, mach kein Aufsehen!“ — flüsterte Larjen, noch immer sich beherrschend. Und „antworte! Einer Antwort bin ich doch wohl werth?“ fügte er, schon erregter, hinzu, als sie noch immer that, als sei er Lust für sie.

„Nochmals! Antworte!“ schrie der Mann endlich außer sich vor Wuth. „Keinen Schritt weiche ich von Dir, bevor Du mir nicht Rede gestanden hast!“

In diesem Augenblick hatten sie den dem neuen Ball gegenüberliegenden Halteplatz der Dampfschiffe erreicht, die nach der Uhlenhorst fahren, und ohne Besinnen, nur dem Trieb ihrer Angst gehorchend, stüchtete Ingeborg auf das eben sich zur Abfahrt rüstende Boot.

Larjen schwankte einen Augenblick, ob er ihr folgen sollte, dann that er's, und da er einsah, daß er mit Gewalt nichts über sie vermochte, trat er mit verstellter Miene dicht an sie heran und sagte in mildem, unterwürfigem Ton: „Ingeborg! Ich bitte Dich bei unserer einstigen Liebe, antworte mir auf meine einzige Frage: Weshalb bist Du entflohen? Was that ich Dir? — — — Verzeih, daß ich so hart auf Dich einsprach! Es war doch nur die Aufregung, der Zorn über Deine Kälte. Du weißt, was Du mir angethan hast! — — — Nun, Ingeborg?“

In dem Gesicht des Mädchens rührte sich keine Muskel. Wie vordem, den Blick geradeaus gerichtet, flog sie auf die andere Seite des Boots, wo schon einige Leute standen. Es fehlten nur wenige Minuten zur Abfahrtszeit.

Wieder zauderte Larjen, da er sah, daß einige junge Männer, denen sein Benehmen aufgefallen war, sich neben Ingeborg stellten.

Allein sein Zorn, sein durch ihren Trotz nur noch gesteigertes Begehren überwog alle Vorsicht, und eben, als das Zeichen zur Abfahrt ertönte, trat er aufs neue auf sie zu.

Sein Gesicht glühte, die Adern auf seiner Stirn waren hoch angeschwollen und das blickende Auge war blutunterlaufen wie das eines wilden Thieres. Er sah aus wie einer, dem kein Mittel zu schlecht ist, um sein Ziel zu erreichen.

Schnel wichen die jungen Leute zur Seite, und „Komm mit mir!“ befahl er Ingeborg aufs neue.

Aber da, als die Matrosen die Brücke schon weggezogen hatten und das Boot, dessen Maschine sich langsam in Gang setzte, abstiepen, sah sie einen verzweifeltsten Entschluß. Mit einem Sprung war sie auf der Brüstung und, ehe die Matrosen und der ihr nacheilende Larjen es verhindern konnten, drüben auf dem Landungssteg.

Larjen wollte ihr folgen, aber die Matrosen hielten ihn auf, und, zähneknirschend vor Wuth und Enttäuschung, blickte er der rasch Dahinsiehenden nach. — — —

Als Ingeborg nach einer Stunde auf Umwegen das Haus der Baronin erreichte, war sie noch so erregt, daß ihr die Glieder bebten. Auf dem ganzen Weg glaubte sie sich von Larjen verfolgt, und sie war durch das Vorgefallene so eingeschüchtert, daß sie mehrere Tage lang nicht wagte, die Wohnung zu verlassen. Sie wußte, ihr früherer Verlobter werde alles anbieten, ihren Aufenthalt in Erfahrung zu bringen.

Ingeborg Elbe und Klaus Larjen kannten sich seit ihrer Kindheit, die sie beide in Mäckeren, wo ihre Eltern als Nachbarn und gute Freunde lebten, verbracht hatten. Etwa um dieselbe Zeit hatte Ingeborg die Mutter, Klaus seinen Vater verloren, und wie das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem alten Peter Elbe und der Witwe Larjen durch diesen beiderseitigen Verlust nur noch mehr gefestigt wurde, so betrachteten sie auch ihre Kinder mehr und mehr als zueinander gehörig trotz der großen, sich früh äußernden Verschiedenheit ihrer Anlagen. Ingeborg war ein ernstes, schüchternes Kind, Klaus ein derber, gewaltthätiger Junge, und wenn jene auch ohne mütterliche Leitung der angeborenen Richtung ihres Charakters freu blieb, so war der Mangel einer strengen väterlichen Zucht für diesen von den schädlichsten Folgen. Früh hatte sich Klaus Larjen daran gewöhnt,



Der Augustinerkeller in Münden.
Nach einem Gemälde von Ferd. Leckie.

Photographie in Verlag der Photographischen Union in Berlin.

den Beschützer der kleinen Ingeborg Elbe zu spielen, er vertret mit kräftiger Faust ihre Partei, wo immer es unter den Kindern Zank und Streit gab, und Ingeborg ließ sich das gern gefallen, ja, es schmeichelte ihrer Kindesertelkeit, den starken, muthigen Burken zum Ritter zu haben. Allein aus dem Recht des Beschützers, das sie ihm einräumte, leitete er schon früh auch ein künftiges Beschrecht her.

Schon als die Kinder noch zusammen spielten, dachten die Alten, wenn sie des Abends auf der Bank sahen: „Aus den beiden muß einmal ein Paar werden!“ Bald aber dachten sie's nicht nur, sondern sie sagten sich's, und mit der Zeit wurde es zu einem bindenden Vertrag zwischen ihnen, an dem sie mit der ganzen Fähigkeit ihres Alters und Standes festhielten, blind gegen alle Hindernisse, die sich ihrem gemeinsamen Wunsch etwa in den Weg stellen mochten.

So standen die Dinge, als Klaus Larfen seine erste Seereise antat. Um diese Zeit erkrankte eine Verwandte von Ingeborgs Mutter, welche in Kopenhagen lebte, und erbat sich Ingeborgs Besuch zu ihrer Pflege und Gesellschaft, wogegen der alte Elbe nichts einzuwenden hatte. Der erst nur auf kurze Zeit berechnete Besuch verlängerte sich, Ingeborg verbrachte mehrere Jahre im Haus der Tante, wie man jene in der Familie nannte, und erhielt dort eine Erziehung, die weit über ihren Stand hinausging.

Gleichzeitig mit Larfen kehrte sie nach Mädern zurück, blühend und kraftvoll in ihrer äußeren Erscheinung und mit Lebensanschauungen, die von denen in ihrem Vaterhans wesentlich abwichen, wenn auch die Liebe zu ihrem Vater und ihr kindlicher Gehorsam nicht darunter gelitten hatten. Nur diesen Gefühlen der Pietät verdankte es Larfen, daß sie jetzt, dem Drängen der beiden Alten mehr als Larfens stürmischer Werbung nachgebend, seine Braut wurde.

Indessen er sich zu einer zweiten Reise anschickte, ging sie, gleichsam zur Vorbereitung für ihren künftigen Beruf, nach Linsforden zur Anshilfe bei der Wirthschaft und dort sah sie zum ersten Male Richard Tromholt. Sie sah ihn und liebte ihn. Nun erst erkannte sie die Klüft, die sie von Larfen trennte, allein es war ihr Verhängniß, das sie diesem nur um so sicherer in die Arme trieb. An eine Erwiderung jenes Gefühls, dessen überwältigender Stärke sie sich selbst erst nach und nach bewußt wurde, von seiten Tromholts wagte sie nicht zu denken. Mit dem scharfen Blick aller Liebenden hatte sie rasch erkannt, daß sein Herz einer anderen gehörte, aber auch abgesehen davon stand er in ihren Augen viel zu hoch über ihr, als daß sie je hoffen konnte, die Seine zu werden. Die achtungsvolle Güte, mit der er ihr begegnete, vermehrte unter solchen Umständen nur ihre Seelenqual, ihr Stolz gebot ihr, zu fliehen vor dem, zu dem ihr Herz sie hingog, und als nun, gerade da dieser Kampf widerstrebender Gefühle am heftigsten tobte, ein Brief von Mädern eintraf, der ihr Larfens Rückkehr nach bestandnem Steuermannsexamen meldete und sie schleunigst dorthin rief, da jener nun ein eigenes Schiff erworben hatte und der Hochzeit kein Hinderniß mehr im Weg stand, da hielt sie dies für einen Wink der Vorsehung, dem sie gehorchen mußte, und reiste entschlossen, wenn auch mit angstvollen Empfindungen von Linsforden ab. Der innere Kampf hatte ihre Kraft erschöpft,

und mit einer Art stumpfsinniger Ergebenheit ließ sie die Ereignisse ihren Lauf nehmen.

Allein sie hatte sich doch zuviel zugetraut. Larfen, dessen brutal sinnliche Natur jetzt, da er dem Ziel seiner Wünsche so nahe stand, erst ganz unverhüllt hervortrat, empörte sie durch seine aufdringliche Zärtlichkeit um so mehr, als immer noch das Bild Tromholts vor ihrer Seele schwebte.

Da geschah es, daß Ingeborg, als sie eines Abends spät vom Besuch einer Freundin heimkehrte und ihr Weg sie durch eine in die Hauptstraße von Mädern einmündende Lindenallee führte, die unfreiwillige Zeugin einer Scene wurde, die sie mit Grausen und Abscheu erfüllte. Aus einer Laube an dem von Gärten begrenzten Weg drang nämlich ein lebhaft geführtes Flüstergespräch an ihr Ohr und veranlaßte sie, da sie deutlich ihres Bräutigams Stimme unterschied, einen Augenblick stillzustehen. Sie vernahm, daß Larfen einer anderen, in der sie an der Stimme eine längst auf leichtsinnige Wege gerathene Schulfreundin erkannte, zärtliche Liebesworte zuflüsterte und sie der Fortsetzung des früher begonnenen Liebeshandels versicherte, auch wenn Ingeborg sein Weib werde.

Sie hörte nichts weiter, ein Schauder erfaßte sie vor der Verborgenheit des Menschen, dem sie in wenigen Tagen angehören sollte und sie irrte einen Theil der Nacht plantos am Meeresstrand umher, entschlossen, eher zu sterben, als das über sich ergehen zu lassen. Der Gedanke an ihren Vater allein hielt sie noch von der Ausführung solchen Entschlusses zurück. Als aber die Ereignisse unaufhaltsam ihren Lauf nahmen, der Tag der Hochzeit heranfam und mit ihm Tromholt, da, im letzten Augenblick, wo sie sich zu dem Kirchgang schmücken sollte, bäumte sich ihre beleidigte Weiblichkeit auf und bestimmte sie, alle anderen Gefühle zurückdrängend, zur Flucht.

Wohin aber sollte sie sich wenden, um der Verfolgung zu entgehen? In ihrer namenlosen Verwirrung, ihrer völligen Hilflosigkeit sah sie außer dem Tod nur ein Asyl: bei Tromholt! Er würde sie beschützen, das wußte sie, und er würde sie auch verstehen und entschuldigen, wenn sie ihm alles gestand. Alles? Nein, alles durfte sie ihm nicht gestehen, aber doch die Gründe ihrer Verzeihung von Larfen. Er allein auf der Welt noch konnte ihr helfen, und so flüchtete sie sich denn, alle anderen Bedenken niederkämpfend, zu ihm.

Inzwischen hatte Larfen, anstatt, wie es vor seiner Begegnung mit Ingeborg seine Absicht gewesen war, Hamburg am nächsten Tage wieder zu verlassen, nicht gerührt, bis es ihm gelungen war, die verlorene Spur des Mädchens wieder ausfindig zu machen.

Am sechsten Tage nach der erwähnten Begegnung brachte die Post einen Brief, der Ingeborg in eine neue furchtbare Aufregung versetzte:

„Ich liege im Hotel zum Englischen Hause in der Admiraltätsstraße hoffnungslos, vom Arzte aufgegeben, danieder. Aus Mitleid besuche mich, damit ich Dich noch einmal vor meinem Ende sehe!“

Mehrere Stunden verflossen, ehe sich Ingeborg zu einem Entschluß aufzuraffen vermochte. Endlich siegte das Mitleid und sie entschied sich zum Gehen. — (Fortsetzung folgt.)

Originalgestalten der heimischen Vogelwelt.*

Thiercharakterzeichnungen von Adolf und Karl Müller.

4. Deutsche Hinterwälder.

a. Waldschnepfe. (Mit Abbildung Seite 485.)

Die Jagd ist eine gute Schule für die Beobachtung des Lebens der Thiere, und wir verdanken diesem Sport die Entdeckung vieler verborgenen Züge. Von unseren braven Hühnerhunden war es die leichtfüßige, gewandt schleichende Bella, die uns gar oft vor die Werkammer der Schnepfe, dieses Waldvogels mit dem versteckten Wesen und Wandel, brachte. Bella überraschte manchmal die Schnepfe so sehr, daß diese sich mit gestäubten Federn, aufgerichteten Schwanz, hängenden Flügeln und mit aufgesperremten Schnabel zischend wie eine erboste Ente dem Hunde entgegenstellte. Gewöhnlich aber schlich sich der Hund, von der Schnepfe unmerklich, an den Lagerplatz. Wir, denen an der Beobachtung des Wandels der geheimnißvollen Waldschwester viel gelegen war, nahen uns, wenn der Hund vorstand, mit der größten Behutsamkeit und forschten bald den Gegenstand unseres Interesses aus.

* Vergl. „Gartenlaube“ 1890, Nr. 15.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Da lag nun oft die Entdeckte, im Gesieder täuschend ähnlich, dem Waldbodenlaube, wie ein todes Wesen an der Erde, den Schnabel seitwärts nach dem Boden gedrückt, mit schlaff herabhängendem Kopfe. Das war die Lage der Ruhe. Oder der Vogel war dem Ernährungsgefächte, dem sogen. Bohren, so emsig hingegeben, daß er nichts zu hören und zu sehen schien.

Den langen Taftchnabel bei jedem wackeligen Schritte auf den Boden vorstoßend, macht die Schnepfe mit gekrümmtem Rücken und losem Federkleide lebhaft den Eindruck eines am Stabe sich bewegenden alten Weibchens. Dabei stechen die großen dunklen Augen des viereckigen Kopfes, der bald nickend, bald vorstoßend sich bewegt, hervor. Plötzlich biegt sich die obere Kinnlade zangenartig und der Schnabel schickt sich an, Blätter und Gerüste des Waldbodens emsig und behende umzuwenden. So thut die

Schnepfe, wenn sie Kerzen in jeder Form und Gewürm über dem Boden sucht. Doch nun senkt sich auf einmal das rührige Tastrwerk tiefer und tiefer in die Erde, um sodann mit den Schnen des Oberkiefers ein rudweises Zittern zu beginnen. Dies scheucht hier und dort einen Regenwurm aus den Gängen empor, der, blitzschnell von den leuchtenden, wachen Augen der Schnepfe entdeckt, mit der lebendigen Greifzange gepackt und verschlungen wird. Doch gleich darauf bereitet das Thier uns noch einen viel merkwürdigeren Anblick seiner Ernährungsart. Tief bis zur äußersten Ecke der Mundspalte ist wieder der Schnabel in den Boden gebohrt, und der Vogel arbeitet mit sichtlich Anstrengung in der Erde. Mit einem Mal fährt er rückwärts und schnell den Schnabel mit solcher Festigkeit heraus, daß das Thier sich förmlich überschlägt und auf den Rücken fällt. In dem Schnabel unter dem Bohrknopfe der oberen überstehenden Kinnlade zappelt ein Regenwurm, die Beute des Erdbohrens, die sogleich verschlungen wird.

Die merkwürdige Einrichtung dieses Tastr- und Greifsnabels erweckte zuerst unsere Aufmerksamkeit, als wir an einigen geschossenen Schnepfen wiederholt sahen, daß sich die obere Kinnlade beim Todeskrampfe in einem starken Bogen nach oben krümmte. Der Schnabel besteht aus diesen großen langgestreckten Knochenzellen; von der Mitte an bis zur Spitze kann der Oberkiefer mittels eines starken Muskelpaares nach oben und das knopfartig übergreifende Ende etwas nach unten gebogen werden, so daß der ganze Schnabel in der oben beschriebenen Form einer Greifzange erscheint. Die Kinnladen führen viele feine Nerven, welche sich in der Schnabelhaut verzweigen und hierdurch den Schnabel zum vorzüglichen Tastrwerkzeuge gestalten. Mit diesem untersucht, wie beschrieben, das Thier den moderigen Waldboden nach den Gängen und Kammern der Würmer und Kerfe, findet dieselben kraft eines feinen Gefühls und ergreift den gefundenen Gegenstand, so daß er hinter den vorgreifenden Bohrknopf der Spitze des Oberschnabels zu liegen kommt. Nachdem die Muskelvorrichtung diesen sodann gewaltsam in dem weichen Boden gehoben und dadurch den Bohrgang erweitert hat, schnellt der Vogel sich mit um so größerer Kraft rückwärts, je tiefer im Erdreich er die Beute gepackt hat.

Aber wenden wir weiter unsere Blicke der eigenthümlichen Leibesbildung des Vogels zu! Zuerst fällt die Gestalt seines Kopfes auf. Das Auge hat eine ungewöhnlich hohe Stellung weit zurück am Hinterkopfe. Dies rührt von der sonderbaren Verschiebung des Kopfnochengerüstes her, in Folge deren die Stirn sehr hoch erscheint und auch die Ohren nicht wie bei den übrigen Vögeln hinter den Augen, sondern dicht unter denselben stehen. Auch auf die Stellung des Genicks wirkt diese Verschiebung, indem der Hinterkopf mit dem Halswirbelgerüste einen spitzen Winkel bildet, wonach die Richtung des Schnabels mehr nach unten als gerade aus geht. Ein so sonderbares, auffallendes Aussehen diese Einrichtung der Schnepfe verleiht, insofern der Schnabel beim Gang und Fluge senkrecht nach unten gerichtet ist, ein so großer Vortheil bei dem Ernährungsgefächte ist damit verbunden, denn der Vogel kann den Schnabel mit dem Hebel des Halses vermöge der senkrechten Stellung zum Boden um so leichter und nachhaltiger anwenden.

Einer eingehenden Beschreibung der Färbung bedarf es nicht. Es genügt, wenn wir uns die Zeichnung des Federkleides in seinen dunkelsten Stellen schwarz, in den mittelstarken und feineren Wellenformen mehr oder weniger dunkelbraun, in den helleren Schattierungen braun- und graugelb denken. Der in der Größe einer Haustaube gleichende Vogel erscheint wegen seines kurzen, von den Flügelspitzen fast ganz bedeckten Schwanzes kürzer, als er in Wirklichkeit ist, ein Umstand, der dem Vordertheile mit dem 7 cm langen Schnabel und dem großen, eiförmigen Kopfe noch mehr Aufsehen verleiht.

Und in Wahrheit, das Neuhere sowohl als das Betragen geben dem Vogel ein eigenthümliches Gepräge, das an Anziehungskraft noch gewinnt durch die Heimlichkeit und Abgeschlossenheit seines Lebens. „Hinterwälder“ haben wir die Schnepfe benannt, und ein solcher ist sie in der That. In ihrem über fast ganz Europa, den hohen Norden ausgenommen, über Mittelasien und Nordafrika sich erstreckenden Verbreitungsgebiet erweist sie sich als echter Waldvogel. Die tiefen, einsamen Gebirgswaldungen in unserer Vaterlande zieht sie jedem anderen Aufenthalt vor. Hier ist sie das im dämmerigen Verstecke der Dichte

oder des Unterholzes vereinsamt ein geheimnißvolles Wesen treibende Thier, der unbestritten interessanteste Gegenstand der sogenannten niederen Jagd, ja für uns Weibmänner das anregendste Wildgeflügel. Sie eröffnet nach der Einförmigkeit des Winters den Reigen der Frühlingsjagd. Ein unbeschreiblich süßer Zauber überkommt den Jäger beim ersten Auf der Singdrossel, die sich im Wehen der erwachenden Natur in den heimischen Forst geschwungen, oder bei den jauchzenden Aufen eines Kranichzuges hoch in den Lüften; denn mit den ersten Klängen dieser Frühlingsboten mischt sich die Erinnerung an den romantischen Reiz der Schnepfenjagd, und in der Brust jedes echten deutschen Jägers ertönt es lebhaft: „Deuli — da kommen sie!“

Die Kenntniß des Familienlebens unseres Vogels liegt noch sehr im Dunkel. Verbände der Jäger und der Forstmann mit seinem Jagdeifer gleichzeitig auch stets einen regen Trieb nach Erforschung des Lebens unserer Waldthiere, dann wäre schon das Dunkel mehr gelichtet. Offenbar ist es, daß die Schnepfe im Vergleich mit anderen nahestehenden Vögeln beim „Aßen“ ihrer Brut eigenartig genug verfährt. Sie füttert die zartbesäumten Kleinen anfangs aus dem Schnabel, erst später wirft sie die Nahrung den Jungen, wie der Storch und Reiher, vor. Ebenso eigenthümlich weiß das Schnepfenpaar die Brut aus dem Bereiche drohender Gefahr zu entfernen. Die unselbständigen Jungen trägt die alte Schnepfe fliegend im Schnabel davon, größere, aber noch nicht flügge Nachkommenschaft wird zwischen die „Ständer“ (Beine) geklemmt und so durch die Luft getragen. Dabei lassen die Alten durchdringende pfeifende Angitruße hören, die man sonst nicht vernimmt.

Neuerdings begegnet man der Angabe, die Schnepfe verbande sich selbst zerstoßene Gliedmaßen, besonders die Füße. Thatsächlich verhält sich die Sache aber, wie wir in unserem Werke „Thiere der Heimath“ näher ausgeführt haben, folgendermaßen: Der verletzte Vogel hebt den kranken Fuß und zieht ihn am Leibe unter die Bauchfedern ein oder legt sich ausruhend nieder, wobei der Fuß unter die Federn kommt. Diese kleben sich, der „Schweiß“ (das Blut) gerinnt und beim Aufstehen oder bei der Trennung des Fußes vom Leibe gehen die anklebenden Federn los und legen sich allmählich rund um die Umgebung der Wunde. Bei den leicht vorkommenden Anstößen die Wunde nach, und neue Wundfedern gesellen sich zu den alten, und zwar in verschiedener Lage, so daß eine Art Geschlecht entsteht. Zur Bildung eines solchen natürlichen Verbandes ist gar keine Schnabelhilfe nöthig, es formt sich alles von selbst. Eine Baumlerche (*Aularda arborea*) und neuerdings ein Kanarienvogel, der das eine Bein gebrochen hatte, haben uns dies in der Gefangenschaft zur Genüge klar gemacht. Also zu einem geschickten Chirurgen können wir doch unsere Waldschnepfe nicht stemmeln.

Die Schnepfe brütet in einer flachen Mulde frei im Bodenlaube des Waldes, ohne immer auf eine leichte Bedeckung durch Gestrüpp und Jannkraut Bedacht zu nehmen, so hingebend und fest, daß man sie fast berühren kann. Schon anfangs Juni sind die jungen Schnepfen flügge. Dann „streichen“ sie bis Ende Juli mit den Alten in der Morgen- und Abenddämmerung auf den Brutplätzen in Gebirgswaldungen umher, bei welchen Ausflügen die alten Männchen laut balzen. Diese Balzlaute — die wie „Pi — Quak“ klingen — kündigen eine zweite Brut an, aus welcher wahrscheinlich die thatsächlich in Menge vorkommenden kleineren und etwas abweichend von den größeren Exemplaren gefärbten, sogenannten „Dorn-“ oder „Steinschnepfen“ hervorgehen. Die männlichen Schnepfen allein lassen diese Balzrufe in der Luft hören, während die Weibchen in der Regel still im Holze liegen und den vorbeistreichenden Männchen nur mit pfeifenden Lauten antworten, zuweilen aber auch fliegend, von den hitzigen Männchen verfolgt, zwitschernde Töne vernehmen lassen. Die in der Luft beim Striche vorfallenden Kämpfe — das sogenannte „Stechen“ — sind Kaufereien der eiferüchtigen Männchen, die sich mit Schnäbeln und Behen unter Pfeiflauten oft stark zusehen, so daß die Federn fliegen.

Es liegt ein romantischer Zauber in dem Jagen der Schnepfen im Frühjahr, und leidenschaftlich folgt der deutsche Jäger seinem erwachenden Jagdeifer in das rauschende Waldrevier, das von dem melodischen Aufen der heimgekehrten Drosseln und dem glöckchenhellen Liede des Rothkehlchens ertollt.

Karawanen und Wüstenreisen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von Dr. A. E. Brehm.

Vollkraft, Empfänglichkeit und Gefühl verlangt die Wüste von jedem Menschen, welcher sie erkennen, bis zu einem gewissen Grade in ihr heimisch werden will. Wer Reisebeschwerden, wie sie solche bereitet, nicht zu ertragen vermag, wer ihre Sonne fürchtet, vor ihrem Sande sich scheut, möge sie meiden. Der Tag in der Wüste ist auch bei reinem Himmel, bei ruhig heiterer Luft, ja selbst bei kühlendem Hauche aus Norden, eine schwere Zeit. Fast plötzlich, beinahe ohne Dämmerung, tritt er seine Herrschaft an. Nur in der Nähe des Meeres oder großer, die Wüste durchströmender Flüsse säumt die Morgenröthe ihm zum Grusse den östlichen Himmelstrand mit Purpur ein; inmitten weiter Sandebenen tritt mit dem ersten Roth im Osten auch die Sonne hervor. Sie erhebt sich über der Sandebene wie eine Feuerkugel, welche nach allen Seiten hin ihre Hülle sprengen zu wollen scheint. Mit ihrem Erscheinen ist die Morgenfrische dahin. Unmittelbar nach ihrem Aufgange stimmen Himmel und Erde in Lichtüberfülle; eine unbeschreibliche Gluth strömt von der Sonne aus und prallt vom Sande zurück. Jede Stunde mehr steigert Licht und Gluth, und gegen beide giebt es kein Ausweichen, kein Entrinnen.

Die Karawane ist mit dem ersten Sonnenstrahl aufgebrochen und zieht lautlos dahin. Weitans schreiten die Lastkamele, federnden Ganges deren Treiber neben, hinter ihnen her; im vollen Trab eilen die Reittamele, ihren Kräften entsprechend angetrieben, an jenen vorüber und dem Reizeuge voraus. Vorwärts geht es mit ungeminderter Eile. Alle Knochen scheinen zu knaden unter den Stößen, welche die hastenden Reithiere verursachen. Sengend brennt die Sonne hernieder, stehend dringt sie durch alle Kleider, so viele deren zum Schutze gegen sie auch übereinandergehäuft werden mögen. Unter der dichten Hülle rieselt der Schweiß über den ganzen Körper, unter der leichteren der Arme und Beine verdunstet er, sowie er auf die Haut tritt. Die Junge klebt am Gaumen. „Wasser, Wasser, Wasser!“ ist der einzige Gedanke dessen, welcher solche Beschwerden noch nicht zu ertragen gelernt hat. Aber das Wasser ist anstatt in eisernen Behältern und Flaschen in den landesüblichen Schläuchen verfrachtet, Tage nach einander in der vollen Gluth und auf dem Rücken der Kamele befördert worden und daher mehr als lauwarm, überriechend, dick braun von Farbe und, weil durchdrungen von dem Leder- und Koloquintentheergegeschmack, auch übelstschmeckend, ekelerregend. Solches Wasser gewährt keine Labung, sondern verursacht nur neue Beschwerden, selbst peinliche Leibschmerzen, macht daher die Begierde nach irgend einem Getränke nur noch brennender. Aber es läßt sich ebensowenig verbessern als ersetzen. Sein durchdringender Geschmack und Geruch spotten aller Versuche, es in Gestalt von Kaffee oder Thee, oder mit Wein oder Brantwein vermischt, zu genießen, unvermischter Wein oder Brantwein aber vermehren nur den brennenden Durst und die erdrückende Hitze. Der Zustand des Reisenden wird qualvoll, noch bevor die Sonne in Mittagshöhe steht, und die Qual nimmt in demselben Maße zu, in welchem das Wasser sich verschlechtert. Aber sie muß ertragen werden und wird ertragen. Wenn auch der Abendländer an Schlauchwasser sich nie gewöhnt: an die anfänglich unerträgliche Hitze gewöhnt er sich bald, an die Beschwerden des Rittes um so eher, je mehr er mit seinem Reithiere zusammenwächst.

Gegen Mittag wird geraftet. Ist eine Niederung in der Nähe, so findet sich in ihr wohl eine schirmförmige Wimoje, deren dünnes Blätterdach spärlichen Schatten bietet; erstreckt sich unabsehbar die sandige Kläche vor den Reitern, so bilden vier in den Sand gestoßene Lanzen und die zwischen ihnen ausgespannte Wolldecke ein dürftiges Schattendach. Aber glühend ist der Sand, welcher zum Lager werden muß, heiß und drückend die Luft, welche man athmet; Mattigkeit und Schlassheit bemächtigen sich selbst der Eingeborenen, um wie viel mehr des Nordländers. Man ersehnt Ruhe, ohne sie zu finden, Erquickung, ohne sie zu genießen. Von dem überquellenden Lichte und der stimmernden Luft geblendet, schließt man die Augen; von der sengenden Hitze gequält, von dem brennenden Durste gepeinigt, wälzt man sich schlaflos auf seinem Lager. Bleiern schleichen die Stunden.

Der Lastzug schwanzt langsam vorüber und entschwindet dem Auge in einem dunstigen Luftsee, auf dessen wogenden Wellen-

schichten die Kamele zu schweben scheinen. Noch immer verweilt man in derselben Lage, leidet man unter denselben Beschwerden. Die Sonne hat die Mittagshöhe längst überschritten; aber nach wie vor sendet sie ihre glühenden Strahlen mit gleicher Stärke hernieder. Endlich, in den Spätnachmittagsstunden, bricht man von neuem auf. Und wiederum ein Ritt, daß die rasche Bewegung einen beinahe kühlenden Luftzug entgegenführt, bis die Lastkarawane wieder in Sicht kommt und bald darauf erreicht wird. Singend schreiten die Kamelführer hinter ihren Thieren einher. Einer von ihnen trägt das Lied vor; die übrigen schließen jeden einzelnen Vers mit regelmäßig wiederkehrendem Endreime.

Wenn man die Mühsal erwägt, welche ein Kameltreiber auf Wüstenreisen zu erleiden hat, wundert man sich freilich, daß man ihn singen hört. Vor Tagesanbruch belud er sein Lastthier, nachdem er mit ihm einige Handvoll gekochter Durraföner, beider einzige Nahrung, getheilt hatte; während des ganzen laugen Tages schritt er, ohne einen Bissen mehr zu genießen, höchstens an stinkendem Schlauchwasser zeitweilig sich erlabend, hinter seinem Thiere einher; die Sonne sengte seinen Scheitel, der glühende Sand verbrannte seine Sohlen, die heiße Luft trocknete seinen schweißtriefenden Leib; ihm blieb keine Zeit, zu ruhen, zu rasten; er mußte vielleicht noch einige seiner Thiere umladen, eines oder das andere, welches ihm durchgegangen war, wieder einfangen — und dennoch singt er jetzt seine Lieder. Das wirkt die Nacht der Wüste.

Wenn die Sonne zur Mitternacht geht, scheinen sich die Glieder dieser ausgedörrten Wüstenkinder neu zu frisken; denn auch sie gleichen in allem und jedem ihrer erhabenen Mutter, der Wüste. Mit ihr erglühen sie um die Mittagszeit, mit ihr erblühen sie zur Zeit der Nacht. Sobald die Sonne sich neigt, spinnt ihre Dichtergabe goldene Träume noch im Wachen aus. Der Sänger preist wasserreiche Brunnen, Palmengruppen um sie her und dunkle Zelte unter ihnen; er grüßt ein braunes Mädchen in einem der Zelte, welches ihm den Gruß des Heiles spendet, rühmt ihre Schönheit, vergleicht ihre Augen mit denen der Gazelle, ihren Mund mit einer Rose, deren Blüthenbüste als Worte in der Muschel seines Ohres zu Perlen sich reihen, und verjähmt ihrthalben des Sultans erstgeborene Tochter. Seine Genossen aber mahnen ihn, noch höhere Sehnsucht zu empfinden, und richten deshalb fort und fort seine Gedanken auf den Propheten, „welcher unsere Sehnsucht, unser Verlangen stillt.“

Wer sie zu schildern vermöchte, die Nacht in der Wüste, ein Dichter müßte er sein von Gottes Gnaden! Wer wäre imstande, auch wenn er sie selbst erlebt, durchwacht, durchschwelgt, durchträumt hat, ihre Schönheit zu beschreiben! Nach des Tages Gluth ist sie die milde, vergeltende, versöhnende Spenderin unsagbaren Wohl- und Hochgefühls, die friedlen- und freundenbringende Zeit. „Laila“, die sternhelle Nacht der Wüste, Laila ist dem Araber mit Recht der Inbegriff alles Hohen und Herrlichen. Laila nennt er seine Tochter; mit den Worten „meine sternhelle Nacht“ schmeichelt er tosend seiner Geliebten; „Laila, o Laila“ fügt er seinen Gedichten als klingenden Endreim bei. In nie geahnter Reinheit und Helle leuchten die Gestirne am dunklen Himmelsdome, das Licht der nächsten ist fähig, schwache Schatten auf hellen Grund zu werfen. Mit vollen Zügen athmet der Mensch die reine, frische, kühlende, erquickende Luft; mit Entzücken läßt er sein Auge von einer Sonne zur anderen schweifen. Mehr und mehr scheint das Licht der Sterne zu ihm sich herabzuwenden; der Geist bricht die ihn an den Staub kettennden Fesseln und hält Zwiesprache mit anderen Welten. Kein Laut, kein Geräusch, nicht einmal das Zirpen einer Heuschrecke, unterbricht femerhin sein Sinnen und Denken. Die Großartigkeit und Erhabenheit der Wüste wird ihm erst jetzt erkennbar, ihr unsägliches Frieden zieht ein in sein Herz.

Nach leiblicher und geistiger Erquickung, wie die Nacht der Wüste sie bietet, trägt sich die Beschwerde des folgenden Tages leichter, so viele Ueberwindung es auch kosten mag, das stündlich mehr und mehr sich verschlechternde Wasser zu trinken. Wirkliche Ruhe, ungetrübtes Behagen bringt aber doch erst der Aufenthalt am Wüstenbrunnen. In der Dase, am Brunnen wird der Tag

zum Feste, der Abend zur harmlos heiteren Feier, die Nacht zur wirklich erlabenden Ruhezeit. —

Zur Entstehung der Oase ist eine Becken- oder thalartige Eintiefung der Gegend nothwendige Bedingung, weil ohne sprudelnden Quell, mindestens ohne künstliche Brunnen ein reicheres Pflanzenleben undenkbar ist und Wasser in der Wüste einzig und allein im Hochgebirge oder in den tiefsten Niederungen gefunden wird. Wie in so mancher anderen Hinsicht das Meer des Sandes dem wogenden Weltmeere gegenübersteht, so sind auch seine Inseln

schien, um Besitz zu nehmen, eine grüne Pflanzenschar sich angesiedelt. Wer vermag es zu sagen, wie sie entstand? Vielleicht war es der Sandsturm, welcher Samen streute, die hart am Quell keimten, grüntem, wuchsen, blühten und wiederum Samen trugen, und so über das ganze Thal sich verbreiteten. Von dem Menschen wurde es sicherlich nicht bepflanzt; denn die Mimosen, welche den Hauptbestandtheil der grünen Decke bilden, sieht man auch in bisher noch brunnenlosen Niederungen einzeln, zu zehn, zwanzig, zu einem kleinen Haine vereinigt. Sie allein schon sind hinreichend,



Das ist die Zeit der Rosenpracht.

Nach einem Gemälde von Fr. Armin.

Gegenstände der Eilande der Wasserwüste. Das Wasser tritt entweder als Quelle zu Tage oder findet sich doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche. Sein Reichthum wie seine Beschaffenheit bedingen das Gepräge der Oase. In den wenigsten Niederungen quillt reines, kühles Wasser hervor. Die meisten Quellen sind salzig, eisen- oder schwefelhaltig, sehr häufig auch warm und deshalb vielleicht größtentheils heilkräftig, keineswegs aber immer trinkbar oder der Fruchtbarkeit förderlich. Frisches Rasengrün ruft wohl keine einzige hervor. Aber nur unter besonders günstigen Umständen tritt das Wasser überhaupt zu Tage; in den meisten Fällen sicker es in Felsenspalten oder in gegrabenen Schächten tropfenweise zusammen und muß mindestens zeitweilig künstlich gehoben werden. Und auch da, wo es quillt, verrinnt es, wenn der Mensch nicht nachhilft, es sammelt und berechnend vertheilt, in der Regel wieder nach kurzem Laufe im Sande. Gleichwohl ruft es unter allen Umständen erfrischendes, in solcher Einöde doppelt willkommenes Leben wach.

Um den fließenden Quell hatte, lange bevor der Mensch er-

um Leben wachzurufen in der Wüste: sie grünen, blühen und duften — und wie frisch, wie golden, wie balsamisch! In ihrem freundlichen Schatten ruht die Gazelle; aus ihren Wipfeln erklingen die Lieder der wenigen gefiederten Sängler der Wüste. Ihre saftigen Blätter inmitten der starren Kalkmassen, der schwarzen Granitfelsen und des blendenden Sandes thun dem Auge wohl wie Maiengrün; ihre Blüthen wie ihr Schatten erlaben die Seele. In größeren, wasserreichen Oasen hat der Mensch ihnen die Palme gefeilt und damit der Wüsteniedelung neuen Zauber verliehen. Die Palme ist hier alles in allem: die Königin der Bäume, die den Menschen an den kleinen Fleck Erde fesselnde, die erhaltende Fruchtspenderin, die von der Sage unrannte, vom Liede umklungene Nährpflanze, der Baum des Lebens. Was wäre die Oase ohne Palme? Ein Zelt ohne Dach, ein Bräunen ohne Wasser, ein Gedicht ohne Worte! Ihre Früchte nähren den Wanderhirten oder seßhaften Siedler, befriedigen selbst den feuerheißenden Abgefandten seines Herrn und Gebieters; ihre Stämme, ihre Wedel, ihre schmalen Blätter liefern ihm Gebäude, Geräte, Matten,

Körbe, Säcke, Seile und Stricke. Im Sande der Wüste erst würdigt man ihren vollen Werth, ihre ganze Bedeutung; im Sande der Wüste wird sie zum verständlichen Sinnbilde der arabischen Dichtung, welche wie sie oft unfruchtbarem Boden entstammt, wie sie kräftig, immer sich gleichbleibend, emporwächst, der Höhe zustrebt und in ihr erst ihre süßen Früchte bringt.

Mimosen und Palmen sind die Charakterbäume aller Oasen, fehlen also auch denen nicht, welche so viele Quellen oder Brunnen besitzen, daß man Gärten und Felder anlegen konnte. Hier beschränken sie sich, gleichsam auf Vorposten gegen den andringenden Wüstenwind gestellt, auf die äußere Umrandung der Wüsteninseln, wogegen das Innere der letzteren anspruchsvolleren, wasserbedürftigeren Pflanzen eingeräumt wurde. In der Nähe der Quellen oder am Brunnen breiten sich oft reizende Gärten aus, in denen man fast alle Fruchtarten Nordafrikas anbaut. Hier klettert die Rebe, glüht die Orange im dunklen Laube, öffnet die Granate ihren rosigen Mund, breitet die Banane ihre Wedelblätter, rankt die Melone durch die Gemüsebeete, vollenden Feigenkaktus und Delbaum, vielleicht sogar Feigen-, Aprikosen- und Mandelbäume das Bild der Fruchtbarkeit. Weiter entfernt dehnen sich Felder aus, auf denen mindestens Kasserhirse, günstigen Falles Weizen, ja selbst Reis gebaut wird.

In so reichen Oasen hat der Mensch feste Wohnsitze gegründet, wogegen er in den ärmeren Niederungen nur zeitweiliger, mehr oder weniger regelmäßig erscheinender Gast sein darf. Das Dorf oder Städtchen der Oase ähnelt im wesentlichen dem des benachbarten Fruchtländes, denn es hat wie dieses seine Moschee, seine Karavansallen und Kaffeehäuser; die Menschen aber sind Kinder eines anderen Geistes als die Bauern oder Städtebewohner des Nil- oder Küstenlandes. Obwohl meist verschiedenen Stammes, haben sie doch einerlei Sitte und Gewohnheit angenommen. Die Wüste hat sie aus- und umgeprägt. Ihre hagere Gestalt, die scharfgeschnittenen Züge, die unter buschigen Brauen liegenden bligenden Augen lassen auch sie sofort als Söhne der Wüste erkennen; ihre Sitten und Gewohnheiten bezeichnen sie noch schärfer als solche. Sie sind anspruchslos, strebsam und genügsam, gastfrei, offen, ehrlich und treu, aber auch selbstbewußt, reizbar und jähornig, zu Raub und anderer Gewaltthat geneigt, ähnlich den Beduinen, obwohl sie diesen weder im Guten noch im Bösen gleichkommen. Eine in ihrem Wohnorte einziehende Karawane ist ihnen eine willkommene Erscheinung, der Reisende ihrer Ansicht nach aber zu Zoll und Abgabe verpflichtet.

Von solchen Oasen weit verschiedene Oasorte sind die Niederungen, in denen sich nur hier und da ein stets erschöpfter Brunnen befindet. Die arabischen Wanderhirten, welche aus ihm schöpfen, sind zufrieden, wenn er ihnen und ihren Herden für einige Monate, oder auch nur Wochen, nothdürftig Trinkwasser gewährt; die hier rastende Karawane darf froh sein, wenn sie ihren Bedarf im Laufe einiger Tage deckt. Gewöhnlich ist der Brunnen ein tiefer Schacht, dessen Wände eher Wasser ausschwitzten als in rieselnden Adern zur Tiefe senden.

Unzählbar arme Menschen sind die Wanderhirten, welche hier ihre Zelte aufschlagen, so lange ihre schwachen Ziegenherden Nahrung finden; ihr „Kampf ums Dasein“ ist nichts anderes als eine einzige Kette von Mühsal, Entbehrung und Noth. Ein langes, dunkles Tuch aus Ziegenwolle, in seiner Mitte über ein einfaches Gerüst gelegt, mit seinen beiden Enden an den Boden gepflöck, hinten durch ein Stück aus demselben Zeug, vorn durch eine Matte aus Palmblätter geschlossen, bildet ihr Zelt, die Brautgabe der Frau, an welcher sie vom achten bis zum sechzehnten Jahre sammelte, spann und wob; aus einigen Matten, welche als Lagerstätten dienen, einer Granitplatte und dazu gehörigen Reistenen zum Zerkleinern des eingetauschten Getreides, einer flachen Thonplatte zum Rösten der Fladen, zwei bauchigen Töpfen, einigen Lederfäcken und Schläuchen, einer Art und mehreren Lanzen besteht der ganze Hausrath; eine Herde von zwanzig Ziegen gilt als reicher Besitz der Familie. Aber diese Leute sind ebenso brav als arm, ebenso lebenswürdig als wohlgestaltet, ebenso gutmüthig als schön, ebenso freigebig als anspruchslos, ebenso gastfrei als ehrlich, ebenso sittenrein als gläubig.

Beim Eintreffen einer Karawane versammelt sich die ganze Bewohnerchaft solcher zeitweiligen Siedelung. Der Älteste tritt hervor aus ihrer Mitte und spendet den Gruß des Friedens; alle übrigen heißen die Fremdlinge willkommen. Dann bietet

man das köstlichste, welches diese begehren: frisches Wasser, bietet alles, was man besitzt, und bietet es mit würdevoller Freundlichkeit, die Gabe weder aufdrängend noch unwillig gewährend. Gierig schlürfen die Reisenden in langen Zügen das erquickende Maß; ungestüm drängen sich auch die Kamele zu der Tränkestelle, obwohl sie aus Erfahrung wissen könnten, daß sie erst entlastet, gefesselt und auf die Weide gesandt zu werden pflegen, bevor man ihnen gestattet, nach vier- bis sechstägiger Enttäuung wiederum einmal ihren Durst zu löschen. Man spendet auch am Brunnen keinen überflüssigen Tropfen, giebt ihnen daher zunächst das etwa noch vorhandene Schlauchwasser zum besten und trinkt sie erst, nachdem man alle Schläuche wieder gefüllt hat, mit mehr Rücksicht auf den vorhandenen Wasservorrath als ihr Bedürfnis. Nur an reichlich wasserhaltigen Brunnen stillt man ihr maßlos scheinendes Verlangen und sieht dann, nicht ohne Heiterkeit, wie sie schlürfen, ohne einmal dabei aufzusehen, und dann mit absonderlichen, unschönen, durch ihre Fesseln bedingten Sähen der nicht minder erschöpften Weide zueilen, um ihrem augenblicklich wie eine halbvolle Tonne polsternden Magen auch Speise zuzuführen.

Für Reisende und Lagerbewohner aber bricht ein wahrer Festtag an. Erstere finden frisches Wasser, vielleicht sogar Milch und Fleisch zur Würzung der erschöpften Kost und Ruhe; letztere heißen jede Unterbrechung ihres in guten Tagen gleichmäßig sich abspinnenden Lebens willkommen. Einer der Kamelführer hat im nächsten Zelte das beliebteste Tonwerkzeug der Wüstenbewohner, die Tambura oder fünfsaitige Zither, aufgefunden und versteht es meisterhaft, seinen einfachen Gesang zu begleiten. Der Klang lockt die Töchter des Lagers herbei, und schlanke, schöne Frauen und Mädchen drängen sich fragend um die fremden Männer, heften ihre dunklen Augen auf sie und ihre Habseligkeiten, erkundigen sich ungeziert nach diesem und jenem. Wappne Dein Herz, Fremder: diese Augen möchten es sonst in Brand sehen! Sie sind schöner noch als die der Gazelle; aber auch die Lippen unter ihnen beschämen die Korallen, die blendenden Zähne dazwischen die Perlen, welche Du diesen braunen Töchtern der Wüste etwa reichen könntest! Und nunmehr will alles zu Klang und Dichtung werden. Um den Zitherspieler ordnen sich Gruppen zum Tanze, welche Hände begleiten lachschlagend Zithertöne, Liedesworte und den ebenmäßig wogenden Tanz.

Solche Kost labt Leib und Seele. Gestärkt und ermuntert setzt die Karawane ihre Reise fort; und wenn die Tage nichts Schlimmeres bringen als Sonnenbrand und Gluth, Durst und Ermattung, erreicht sie ungeschwächt auch den zweiten, dritten Brunnen und endlich das Ziel der Reise, die erste Ortschaft jenseit der Wüste.

Noch leicht veränderlich, gleichwie die erdunggürtende Fluth, ist auch das Meer des Sandes. Auch in ihm toben Stürme, welche seine Schiffe brechen und verderbenbringende Wellen dahintrollen. In der Zeit, in welcher der monatlang wehende Nordwind mit südlichen Luftströmungen im Kampfe liegt oder diesen die Herrschaft gänzlich abgetreten hat, sieht der Reisende unptöglich den Sand lebendig werden, zu mächtigen, ebenso hohen als dicken Säulen sich aufthürmen und diese nun bald langsamer, bald schneller über die Ebene wirbeln. Die Sonnenstrahlen verleihen ihnen zeitweilig den blutigen Schimmer von Feuerflammen, wogegen sie bald wieder farblos, bald schauerlich dunkel erscheinen; der bewegende Sturmwind schwächt und verstärkt sie, trennt sie und vereinigt zwei oder mehrere von ihnen zu einer einzigen, bis zu den Wolken ragenden Sandhose. Wohl möchte der Abendländer Bewunderung des großartigen Schauspiels laut werden lassen; die ängstlichen Blicke und Worte seiner Begleiter aber lähmen ihm die Zunge. Wehe der Karawane, welche von solchem rasenden Wirbelstürme erreicht wird! Sie darf froh sein, wenn das Leben der Menschen und Thiere erhalten bleibt! Und wenn die Sandmassen, ohne Schaden zu bringen, an dem Reisezuge vorüberzuziehen: ungeschädigt ist letzterer doch nicht, denn jenen Sandhosen folgt in der Regel der „Samum“ oder „Oststurm“ nach.

Keineswegs steigert sich dieser in der Wüste unter allen Umständen gefürchtete Wind immer zum Stürme; nicht selten vielmehr weht er kaum bemerklich, und dennoch macht er manches Mannes Herz erzittern. Wohl hat man fast schrankenlos über ihn gefabelt, so viel aber entspricht der Wahrheit, daß dieser Wind unter Umständen jeder Karawane in hohem Grade gefährlich werden kann.

Zuweilen beginnt der Wind, den der Eingeborene mindestens einen, oft mehrere Tage vorher ahnt und weisagt, um Mitternacht seine Schwingen zu regen, gewöhnlicher um die Mittagszeit. Ohne Uhr vermag niemand diese Zeit zu bestimmen; denn der Nebel ist inzwischen so dicht geworden, daß er die Sonne vollständig verschleiert und trübe Dämmerung über die Wüste bringt, in welcher alle Gegenstände bereits in kurzer Entfernung verschwimmen. Leise, kaum fühlbar regt sich endlich die Luft. Es ist kein Wehen, nur ein Hauchen, welches man wahrnimmt. Aber dieser Lufthauch ist glühend heiß, dringt durch Mark und Bein, verursacht dumpfen Kopfschmerz, erschläft und beängstigt. Dem ersten Hauch folgt wahrnehmbares Wehen, gleich glühend, gleich ertöndend wie früher. Einzelne kurze Stöße brausen heulend dahin.

Jetzt ist es höchste Zeit, zu lagern. Dies zeigen auch die Kamele an. Keine Reitsche bringt sie vorwärts. Angsterfüllt legen sie sich nieder, strecken den Hals lang vor sich, drücken ihn auf den Sand und schließen die Augen. Ihre Treiber entlasten sie eiligst, erbauen rasch aus den Gepäcksrüden einen Wall, häufen alle Schläuche übereinander, um die dem Winde preisgegebene Fläche zu verringern, decken auch noch etwa vorhandene Matten über sie, hüllen sich so dicht als möglich in ihre Kleider ein, feuchten den um das Haupt gewundenen Theil derselben an und suchen hinter dem Gepäc Zuflucht und Schutz. Dies alles geschieht mit Hast und Eile; denn der Sandsturm läßt nun nicht lange mehr auf sich warten.

Den einzelnen Stößen folgen anhaltendere; diese verschmelzen miteinander, und wenige Minuten später rast der Sturm einher. Es braust und tönt, pfeift und heult in den Lüften, raucht und tobt in dem Sande des Bodens, knirscht, knallt und kracht in dem Lager, wo die Bretter der Kisten zerplagen. Die herrschende Schwüle nimmt fortwährend zu und steigert sich bis zur Unerträglichkeit, entzieht dem in Schweiß gebadeten Leibe die Feuchtigkeit, verursacht auch auf allen Schleimhäuten Risse, welche zu bluten beginnen, legt die nach Wasser lechzende Zunge wie ein Stück Blei in den Mund, beschleunigt den Pulsschlag und krampft das Herz zusammen, zerreißt endlich auch die Haut, in deren Rissen der rasende Sturm sofort feinen Sand wirft, und schafft dadurch neue Qualen. Die Söhne der Wüste beten und ächzen, der Abendländer stöhnt und klagt.

In der Regel währt das ärgste Toben des Sandsturmes nicht lange: eine, zwei, drei Stunden nur, so wie bei uns zu Lande das Gewitter, dem er entspricht. Mit seinem Ermatten legt sich der Staub und klärt sich die Luft, tritt auch wohl eine Gegenströmung aus Norden auf; die Karawane ordnet sich wieder und zieht weiter. Wähet der Samum aber einen halben oder ganzen Tag, so bringt er oft Tod und Verderben.

Von solchen Stürmen rühren die mumienhaften Leichen her, welche man an den Karawanenstraßen findet. Der Sturm, welcher die Unglücklichen getödtet hat, begräbt sie auch, indem er sie mit Sand überschüttet; letzterer entzieht dem Leichname so rasch alle Feuchtigkeit, daß er, anstatt zu verwesen, eindort und zur Mumie wird. Ueber sie wirft der eine Wind neuen Sand, von ihr entfernt ein anderer die bergende Decke. Dann streckt der Leichnam eine Hand, einen Fuß, sein Gesicht dem Reisenden entgegen, und einer der Kameltreiber folgt der Mahnung des Todten, tritt zu ihm heran, wirft wiederum Sand über ihn und zieht weiter mit den Worten: „Schlafe, Knecht Gottes, schlafe im Frieden!“

Solche Stürme sind es auch, welche in der Seele der Ueberlebenden Traumbilder der Jata Morgana wecken. So lange der Mensch mit voller, ungeschwächter Kraft und mit gefunden Sinnen seines Weges zieht, stellt sich ihm die Luftspiegelung wohl als eines der beachtenswertheften Naturschauspiele, nimmermehr aber als Jata Morgana dar. Während der heißen Jahreszeit entsteht in der Wüste um die Mittagszeit, von neun Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags, tagtäglich das „Meer des Teufels“. Eine graue, seerartige, richtiger noch einer überschwemmten Gegend ähnelnde Fläche gestaltet sich auf jeder pflanzenlosen Ebene in einer gewissen Entfernung vor dem oder um den Reisenden, wogt und wallt, flimmert und schimmert, läßt alle thatsächlich vorhandenen Gegenstände sichtbar bleiben, erhebt sie aber scheinbar bis zur Höhe ihrer oberen Schicht und spiegelt sie nach unten wieder. In der Ferne dahinziehende Kamele oder Pferde erscheinen wie gemalte Engeln auf Wolken schwebend, und wenn man ihre Bewegungen unterscheiden kann, sieht es aus, als ob sie jedes ihrer Beine auf ein Dunstpolster setzten. Das ganze

Wunder beruht auf dem Gesetze, daß ein Lichtstrahl, welcher durch ein ungleiches Mittel fällt, gebrochen wird, es muß daher geschehen, wenn die untersten Luftschichten durch Rückstrahlung des erhitzten Sandes ungleich ausgedehnt werden. Kein Araber verhält sich beim Anblick der Luftspiegelung sein Gesicht, wie ein bildungsvolle Reisende ihren gläubigen Lesern vorgetäuscht haben; keiner legt selbst der von ihm gern gebrauchten Bezeichnung „Meer des Teufels“ einen tieferen Sinn unter. Wenn aber als Folgen eines Sandsturmes Angst, Entbehrung, Ermattung und Noth den Reisenden heimsuchen und schwächen und nunmehr die Luftspiegelung sich zeigt, dann kann sie Jata Morgana werden, indem die krankhaft gereizte Einbildungskraft solche Bilder sich gestaltet, welche mit dem heißesten Wunsche des Augenblicks, der Sehnsucht nach Wasser und Ruhe, im innigsten Einklange stehen. Auch mir, der ich die Luftspiegelung hundertmal beobachtet habe, ist sie einmal zur Jata Morgana geworden. Das geschah, als ich nach vierundzwanzigstündigem qualvollen Durste das „Meer des Teufels“ vor mir flimmern und glitzern sah. Da glaubte ich freilich auch, den heiligen Nilstrom und Boote mit geblähten Segeln, Palmenwälder und Haine, Gärten und Landhäuser vor mir zu sehen. Aber da, wo vor meinen krankhaften Sinnen ein Palmenwald grünte, sah mein gleich mir verschmachtender Gefährte Segelboote, und da, wo ich Gärten zu erkennen vermeinte, spiegelten sich seiner Seele traumhafte Wälder vor. Und alle Trugbilder verschwanden, sowie wir uns mit zufällig uns beschertem Wasser erquid hatten, und nur der graue Nebelsee blieb immer noch sichtbar.

Das „Meer des Teufels“ breitet sich wohl vor jedem Reisenden aus, welcher eine Wüstenstrecke der Nilländer durchzieht; nicht jeder aber erschaut eines der lebendigsten Bilder, welches die Wüste gestaltet. Am äußersten Rande des Gesichtskreises, vielleicht von der Luftspiegelung gehoben und düstig verschleiert, tauchen Reiter auf, welche windesichnelle Köpfe zügel, nähern sich rasch und brausen endlich, ihre bis dahin geschonten Reithiere zu vollem Laufe antreibend, gegen die Karawane heran. Ich bin ihnen stets gern begegnet, den hageren, stülpig gekleideten Männern; denn ich habe auch in ihnen und ihren Rossen die Einhelligkeit der Wüste und ihrer Kinder zu erkennen geglaubt. Als getreuer Sohn der Wüste ist er mir erschienen, der Beduine, als ihr und sein Spiegelbild das Ross, welches er reitet. Denn auch er ist ernst und furchtbar wie der Tag, freundlich und milde wie die Nacht der Wüste. Treu seinem gegebenen Worte, unverbrüchlich gehorsam dem Gesetze und der Sitte seines Stammes, würdevoll in seinem Auftreten, erhaben in seiner Ausdrucksweise, unübertroffen im Entgegen, Entbehren, empfänglich wie kaum ein anderer Mensch für Mannesthaten, Ruhm und Ehre, nicht minder für das goldene Märchen, in welches seine gestaltungsreiche Dichtergabe so wunderbar prächtige Bilder einzweben, so lieblich düstige Blüten einzuranken weiß, ist er doch auch wieder listig und verschlagen dem Feinde gegenüber, willensloser Slave seiner Gewohnheiten, würdelos in seinem Verlangen, niedrig und gemein in seinem Fordern, gierig im Genießen, maßlos in seiner Grausamkeit, furchtbar in seiner Rache. Heute als adeliger Gastfreund, morgen als drohend heischender Bettler, jetzt als stolzer Räuber, und ein anderes Mal als erbärmlicher Dieb: kurz, wechselvoll und veränderlich wie die Wüste selber tritt er dem Fremden entgegen.

In allen Wüsten, welche mindestens dem Namen nach, unter der Herrschaft des Khebid von Aegypten stehen, spielen die Beduinen heutzutage bei weitem nicht mehr die Rolle, welche sie dort in früheren Zeiten gespielt haben oder gegenwärtig noch in Arabien und in den Ländern Nordwestafrikas spielen. Zwischen ihnen und der ägyptischen Regierung sind bindende Verträge abgeschlossen worden, welche jene verpflichten, Karawanen unangefochten durch ihr Gebiet ziehen zu lassen. Raubanfälle inmitten der Wüste zählen daher zu den seltensten Ereignissen, und ein Zusammentreffen mit Beduinen erregt auch aus dem Grunde wenig Besorgnisse, als die Söhne der Wüste in der Regel die Besitzer der gemieteten Kamele sind; gleichwohl lieben es die an den alten Gewohnheiten hängenden wirklichen Herren der Wüste, wenigstens den Schein einer gewissen Oberherrlichkeit zu wahren, und es ist wohlgethan, vor Antritt der Wüstenreise freies Geleit von irgend einem angesehenen Häuptlinge zu fordern.

Je mehr man mit der Wüste vertraut wird, um so weniger empfindet man ihre Mühsalen und Beschwerden. Demungeachtet bringen doch erst die letzten Stunden der Wüstenreise die höchsten

Wommen. Wenn das erste Palmendorf des bebauten Landes, wenn das Silberband des heiligen Stromes wiederum vor dem Auge liegt, sind diese Stunden gekommen. Mit letzter Kraft streben die Kamele vorwärts, ihren ungeduldrigen Reitern noch viel zu langsam. Da klingen diesen freundliche Grüße entgegen. Das Dorf am Nil ist erreicht. Aus allen Hütten hervor drängen sich, die Wanderer zu bewillkommen, Männer und Frauen, Greise und Kinder. Jeder beeifert sich, hilfreiche Hand, labende Erquickung zu bieten. Zuerst spendet man Wasser, frisch im Strome geschöpft, köstliches Wasser; dann bringt man herbei, was man gerade besitzt, um Leib und Seele zu laben. Um das errichtete Lager bewegen sich neugierige Menschen, frageeifrige Männer und Frauen, tanzlustige Mädchen und Jünglinge. Tambura und Tarabuta, Zither

und Trommel des Landes, laden zum Reigen; tanzende Mädchen erfreuen Fremde und Einheimische. Selbst das Kreischen der Schöpfräder vom Strome, vormals tausendmal verwünscht, wird heute zur klangvollen Weise. Der Abend bringt neue Genüsse. Auf federndem kühlen Ruhebetto behaglich gelagert, trinkt der Abendländer mit dem Eingeborenen um die Wette Palmwein, den Nektar des Landes, und Zither- und Trommelschall, taktmäßiges Stampfen und Händeklatschen der tanzenden Jünglinge und Mädchen begleiten das köstliche Tringeloge. Endlich fordert die weiterführende Nacht ihre Rechte. Tambura und Tarabuta verstummen, der Reigen endet. Einer der erquickten, ge- und überfüllten Reisenden nach dem Andern sucht die Ruhe, und nur die Wellen des Stromes murmeln noch und flüstern.

Madonna im Rosenhag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Heinrich Ortman.

(Fortsetzung.)

Hudek kam, je inniger er den so lange entbehrten süßen Klang von Mariens Stimme auf sich wirken ließ, doch endlich zu der Einsicht, daß es sich um etwas anderes handeln müsse, als um das Studium einer Rolle; denn nun antwortete eine tiefe, ruhige Männerstimme, welche ganz gewiß nicht die Stimme eines Schauspielers war:

„Nicht auf mich oder auf meine Angehörigen sollst Du Rücksicht nehmen, Marie, aber auf Dich selbst, auf Deinen Ruf und Deine Zukunft. Ich habe Deinen Namen auf den Anschlagzetteln eines Theaters gelesen —“

„Und es hat Dich mit tiefem Entsetzen erfüllt, nicht wahr — obwohl Du doch sonst so frei bist von kleinlichen Vorurtheilen?“ fiel sie ihm ins Wort. „Jergendwo ist also auch für Dich die Grenze, über welche man einen adeligen Namen, Deinen Namen wenigstens — nicht tragen soll?“

„Du mißverstehst mich, wie Du mich leider schon mehr als einmal mißverstanden hast. Ich schätze die Schauspielkunst keineswegs gering, und ich würde mir nicht das Recht nehmen, Dich zu warnen, wenn es eine reine, heilige Kunstbegeisterung wäre, die Deinen Entschluß bestimmt hat — wenn Du einem unwiderstehlichen inneren Zwange gehorchtest, wie ihn wohl das Genie empfinden mag — ja, wenn Du auch nur eine Aussicht hättest auf jene rauschenden und berausenden Erfolge, die wenigstens für flüchtige Stunden über die Bitternisse und Erniedrigungen eines Schauspielers hinwegtäuschen können.“

Hudek athmete rascher; sein lauschendes Ohr lag fast an der Spalte der schlecht schließenden Thür, denn nun plötzlich war eine leidenschaftliche Theilnahme an dem Inhalt der Unterredung, die da drinnen stattfand, über ihn gekommen. Wer war der unsichtbare Sprecher, der es wagen konnte, seiner Madonna solche Dinge zu sagen? Aber wer es auch sein mochte, und woher immer sich seine Rechte schrieben — jedenfalls war es gewiß, daß er ihn schon nach diesen Worten haßte, bitterlich, unverföhlich, tödlich haßte!

Sekundenlang war es drinnen still. Konnten die Beleidigungen des Unverschämten ihr wirklich solchen Eindruck gemacht haben? Fürchtete sie sich vielleicht gar vor ihm, daß sie es nicht wagte, ihm nach Gebühr zu erwidern? O, wenn er ihr nur hätte ein Zeichen geben können, daß sie einen Beschützer in der Nähe habe, einen Freund, der bereit war, das Aeußerste zu thun, wenn es ihr zum Heile dienen konnte!

Da — nun endlich sprach sie, aber sie sprach mit gedämpfter Stimme, unsicher und beinahe zaghaft.

„Von alledem also soll ich Deiner Meinung nach nichts besitzen! Nicht einmal das bescheidene Talent, das wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges offen ließe! Nun wohl, vielleicht hast Du recht! Aber wenn es weder die Begeisterung für die Kunst noch der unwiderstehliche Drang des Genius war, was mich zum Theater geführt hat, so muß es wohl eine andere, schwerwiegende Veranlassung gewesen sein — ein Beweggrund, der mächtiger und zwingender war als jene.“

„Und kannst Du zweifeln, daß ich ihn errieth — in demselben Augenblick errieth, als ich Deinen Namen auf dem Komödienzettel las? Nicht um der Kunst willen und nicht um Dir aus eigener Kraft Dein Leben zu gestalten, thatest Du diesen

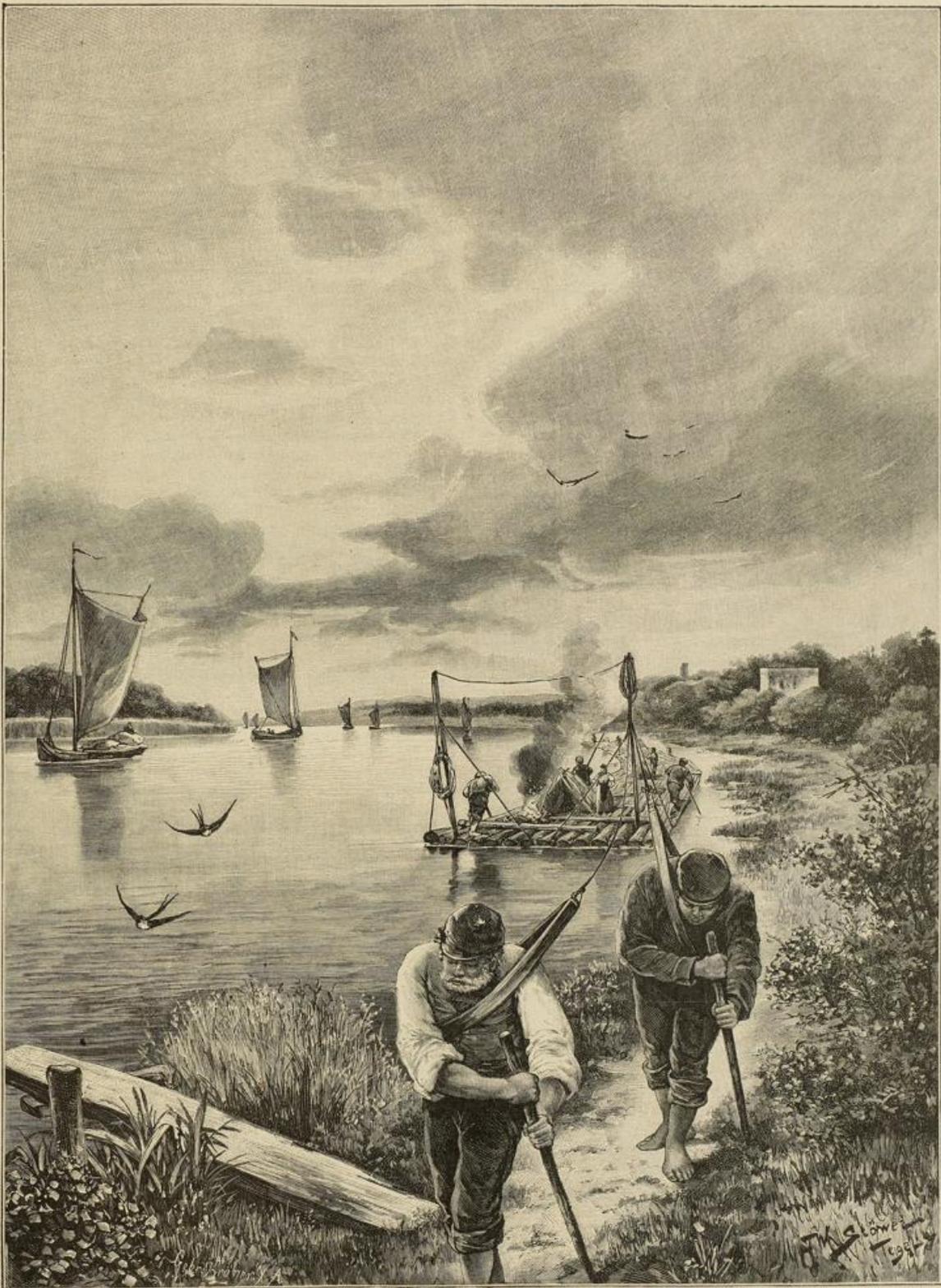
verhängnißvollen Schritt, sondern Du thatest ihn, um eine unerhörte Beleidigung auf unerhörte Weise zurückzahlen — Du thatest ihn, weil Du wußtest, daß Du meinen Vater und sein Haus nicht empfindlicher treffen könntest als mit diesem Schlag.“

„Und dürftest Du mit mir rechten, wenn dies die Wahrheit wäre? — Ja, man hat mir im Hause des Generals von Brendendorf, unter seinen Augen wie unter den Deinigen, eine unerhörte, eine tödliche Beleidigung zugefügt, und da niemand seine Hand erhoben hat, den Schimpf zu rächen, den man einem vertrauenden, wehrlosen Mädchen angethan hat, wer wollte es mir wehren, nun selbst Vergeltung zu üben? Es ist ja nichts Unrechtes, kann etwas Unweibliches, was ich damit thue. Ich denke nicht daran, Euren Weg zu kreuzen, und ich werde Euch gewiß nicht hindern, mich zu verleugnen, wie Ihr meinen Bruder verleugnet habt.“

„Aber Du weißt sehr wohl, daß von solcher Verleugnung nicht die Rede sein könnte, nachdem Du nicht nur den Besuchern unseres Hauses, sondern fast der ganzen Berliner Gesellschaft als eine nahe Verwandte meines Vaters bekannt geworden bist. Herr Constantin Rainer, der Dir allem Anschein nach so bereitwillig den Weg auf die Bühne seines Theaters geebnet hat, wußte gut, wo dabei der Vortheil für ihn liegen würde. Am Tage Deines ersten Auftretens werden das Parkett und die Logen des Schillertheaters ohne Zweifel überfüllt sein von jenen guten Bekannten, die an dem Ungemach ihrer lieben Freunde einen noch viel fröhlicheren Antheil nehmen als an ihrem Glück. Mit eigenen Augen wird jeder einzelne sich überzeugen wollen, daß die Schauspielerin, welche ihren Namen mit gespreizten Buchstaben in den Zeitungen und an den Straßenecken bekannt machen ließ, dieselbe Baroness Marie von Brendendorf ist, der man noch vor wenig Wochen in den vornehmsten Salons von Berlin seine Huldigungen darbrachte. Man wird flüstern und zischeln, und die Geschichte von einem peinlichen Vorgang auf dem großen Wohlthätigkeitsbazar wird in hundert neuen Wendungen und mit hundert neuen Erläuterungen von einem hämischen Munde zum andern gehen. Und mein Vater, mein Bruder, meine Schwester, sie werden während der folgenden Tage und Wochen in tausend unschuldigen Fragen, tausend harmlosen Anspielungen unzählige von jenen schmerzhaften Nadelstichen empfangen, die unerträglich sind als ein tief gehender Schwertstoß. Was könnte ihnen da alles Verleugnen und Beschönigen frommen? Du wirst Deine Rache haben, grausamer und vollständiger, als irgend ein Mann sie statt Deiner nehmen könnte.“

„Soll ich Mitleid haben mit denen, die ohne Mitleid waren für mich? Ihr Hochmuth hat mich in den Staub getreten — sollte es mich nicht freuen, sie gerade in ihrem Hochmuth getroffen zu sehen?“

„Nein, es sollte Dich nicht freuen, Marie,“ klang es ernst und fest zurück, „und ich weiß, daß es Dich im Grunde Deines Herzens unmöglich freuen kann. Deine Vergeltung trafe ja die Unschuldigen härter als die Schuldigen. Engelbert ist in seinem Leichtsinne fest genug gepanzert, um die kleinen vergifteten Pfeile der Bosheit und der hämischen Schadenfreude leicht von sich abzuschütteln, meine arme Schwester aber wird schwer von ihnen zu leiden haben, um so schwerer, als sie Dich aufrichtig liebt.“



Das Treideln auf der Havel.
Zeichnung von W. Stöwer.

„Du weißt Dich Deiner Aufgabe mit meisterlichem Geschick zu entledigen, Lothar. Dein Vater hätte seine Sache wahrlich keinem besseren Anwalt übertragen können.“

„Ich bin nicht gekommen, um meines Vaters Sache wahrzunehmen, Marie! Er weiß von meinem Hiersein so wenig als meine Geschwister, und sie werden durch mich nie davon erfahren. Was mein Bruder Dir angethan, hat auch mich mit Groll und Betrachtung gegen ihn erfüllt, und ich würde keinen Finger rühren, Dich an der Ausübung Deiner Rache zu hindern, wenn nicht derselbe Schlag, welcher jene verwunden soll, Dich selber vernichten könnte. Der Weg, den Du gehen willst, ist ein Weg ins Verderben; denn die Welt der Coullissen wird niemals die Deinige werden können — niemals! Dein Bruder hat es abgelehnt, Dir hindernd entgegenzutreten, wie ich es von ihm verlangte, und ich zweifle nicht, daß er es aus den rechtshafftesten Beweggründen gethan hat. Ich aber hielt es trotzdem für meine Pflicht, Dich zu warnen, weil ich Dir so gern all das herbe Leid ersparen möchte, das Du im Begriff bist, über Dich heraufzubeschwören!“

War es der ungestüme Schlag seines eigenen Herzens, das Säusen des Blutes in seinen Ohren, das Hudez verhinderte, ihre Erwiderung zu verstehen? Oder hatte sie wirklich so leise gesprochen, daß er ihre Worte nur wie ein undeutliches Gemurmel vernahm? Er war in einer unbeschreiblichen, verzehrenden Aufregung, in einem Zustande, der von völliger Sinnlosigkeit wirklich sich kaum noch unterschied. Seine durch den Brautweintausch beschränkte Denkfähigkeit und seine Unkenntniß der vorausgegangenen Ereignisse hatten ihn von dem belauschten Gespräch nur soviel mit Gewißheit begreifen lassen, daß Marie von Brandendorff eine tödliche Beleidigung angethan worden war und daß ihr Besucher sie hindern wollte, Vergeltung für dieselbe zu üben. Das allein wäre schon mehr als hinreichend gewesen, um dem gährenden Groll in seinem Innern eine bestimmte Richtung zu geben. Aber es war noch etwas anderes da, das seine sonst so schone, furchtsame Natur aufstachelte bis zur Raserei! Das war der warme, herzliche, ja, fast zärtliche Klang, den die letzten Worte des Unbekannten gehabt hatten, — das war die blitzartig durch sein blutüberfülltes Gehirn zudende Vermuthung, daß jener nur danach trachte, Marie ihrer Kunst abwendig zu machen, um sie für sich selber zu gewinnen.

Es kam ihm nicht zu klarer Erkenntniß, daß es Eifersucht, leidenschaftliche, wilde, unbeherrschbare Eifersucht sei, welche ihn da packte und schüttelte wie einen Fieberkranken das beginnende Delirium; er war ja überhaupt nicht mehr imstande, irgend etwas zu erkennen oder zu erwägen. Selbst die Schärfe seiner Sinne schien eine erhebliche Einbuße erlitten zu haben; denn obwohl er noch immer angestrengt lauschte, vermochte er doch nur noch einzelne, abgerissene Worte zu verstehen. Der Unbekannte war es, der jetzt fast ausschließlich sprach. Er mochte Marie die Gefahren, die Bitternisse, die unausbleiblichen Enttäuschungen schildern, denen sie sich aussetzte, wenn sie auf ihrem Entschluß beharrte — und daß sie ihm so geduldig lauschte, daß sie ihn kaum ein einziges Mal mit leisem Einwurf unterbrach, erfüllte Hudez mit der wahn-sinnigen Angst, der andere könnte ihren Widerstand wirklich besiegen, könnte sie wirklich gefügig machen für seine schändlichen Wünsche.

Aber endlich — nach einer Zeit, deren Dauer der Harrende nicht zu schätzen vermochte, weil sie ihn in seiner athemlosen Spannung eine nimmer endende Ewigkeit dünkte, — hörte er doch Marie sagen:

„Feinige mich nicht länger, Lothar! — Es ist unmöglich, ich kann nicht mehr zurück. — Und ich will es auch nicht. Laß mich also unangefochten den Weg gehen, für den ich mich entschieden habe. Führt er mich wirklich in das Verderben, so wird Dein Gewissen doch jetzt beruhigt sein. Du hast mich ja gewarnt, und es war mein eigener Wille.“

„Du bist unwiderruflich entschlossen, am Sonntag aufzutreten?“

„Unwiderruflich!“

„Und Du willst mir nicht einmal die schwache Hoffnung lassen, daß Du inzwischen noch anderen Sinnes werden könntest, willst mir nicht gestatten, morgen oder übermorgen wiederzukommen, um Deine letzte Meinung zu hören?“

„Nein! Es wäre nichts als die nutzlose Wiederholung einer peinlichen Scene, die uns beiden nur schmerzliche Eindrücke hinterlassen kann. Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen, und ich

möchte durch nichts und durch niemand mehr an diese Vergangenheit erinnert werden.“

„Ah!“ athmete Hudez auf. „Nun muß er ja gehen!“ Aber der Unbekannte ging noch nicht, wenn er auch offenbar bis hart an die Thür getreten war. Nach einer sekundenlangen Pause sagte er:

„Ich ahnte freilich nicht, Marie, daß mein Anblick Dir so sehr verhaßt sei. Mußt Du diesen ehrlichen Warnungen nur darum einen so unbefugten Trotz entgegensetzen, weil sie aus meinem Munde kommen?“

Da klang es heftig wie aus einem schmerzgequälten Herzen, das nicht länger die Kraft der Selbstbeherrschung besitzt, zurück:

„Frage mich nicht, Lothar! Laß Dir genug sein an dem, was Du von mir gehört hast! Ich will nicht gezwungen sein, Dich für meinen Freund zu halten — ich will nicht — ich will nicht! — Glaube immer, daß ich Dich hasse! Wenn wir jetzt als Feinde scheiden, scheiden wir doch wohl für immer!“

„Ja, für immer, Marie! — Aber Freund oder Feind — ich werde handeln, wie meine Pflicht es mir gebietet.“

Die Thür knarrte und Hudez hatte eben noch Zeit, sich in den dunkeln Winkel neben dem Schrank zu flüchten, denn ein breiter Strom hellen Tageslichtes fiel jetzt auf den Vorplatz heraus. Und inmitten dieses Lichtes, das Hudez' nach der langen Finsterniß geblendeten Augen wie überirdischer Glanz erschien, sah er die hohe, schlankte Gestalt seiner Madonna, das blonde Köpfchen tief gesenkt wie in bitterem Weh. Er sah, daß sie eine rasche Bewegung machte, als wollte sie den Davoneitenden halten, und daß sie dann plötzlich mit hörbarem Schluchzen das Gesicht in den Händen verbar. Sein Athem stockte; etwas Eiskaltes rieselte ihm über den Rücken herab. Er hatte keinen Gedanken mehr, ein wildes Rauschen, Säusen und Klingen war vor seinen Ohren, und mit Aufregung riß er die Augen auf, weil es sich plötzlich wie ein blutrother Schleier vor ihnen ausbreitete.

Eine dunkle, schattenhafte Gestalt ging mit festen, langsamen Schritten an seinem Bettedeckel vorüber — das war er, ihr Feind, ihr Verfolger, ihr Feiniger — der Mann, den er hasste wie keinen sonst auf der Welt. Die Hände des Studenten ballten sich zu Fäusten, alle seine Muskeln strafften sich, und es überkam ihn ein Gefühl riesenhafter körperlicher Kraft.

„Tödt' ihn!“ klang es ihm ins Ohr. „Tödt' ihn!“ Und alles, was er jetzt mit Blitzesschnelligkeit that, schien viel weniger eine Bethätigung seines eigenen Willens zu sein, als der blinde Gehorsam gegen eine unbekannt, furchtbare Macht, welche schrankenlose Gewalt über seinen Geist und seinen Körper gewonnen hatte.

Kaum zwei Sekunden, nachdem sich die Thür des Zimmers aufgethan hatte, hielt er das Heft seines geöffneten Taschenmessers mit brennenden Fingern umklammert; — noch einmal schien es, als wollte die Kraft ihm versagen, ehe das Entschlossene geschah; — dann aber ein Kud, ein Sprung, ein heiserer, unartikulirter Schrei — und noch ehe Lothar von Brandendorff seinen Fuß hatte auf die erste Treppenstufe setzen können, fuhr die hochgeschwungene Faust mit der blinkenden Waffe auf seine Schulter nieder.

Aber die grauenhafte Absicht des Unzurechnungsfähigen wurde nicht erreicht. Lothar hatte das verdächtige Geräusch hinter seinem Rücken vernommen. Blitzschnell wandte er sich um, und wenn es auch zu spät war, dem Mordhahn in den Arm zu fallen und den Stoß zu verhindern, so konnte er denselben doch mit der schützend erhobenen linken Hand auffangen, fast gleichzeitig mit der kraftvollen Rechten den Hals des Angreifers packend.

Beinahe lautlos hatte sich der verhängnißvolle Zusammenprall vollzogen; nur das Messer war mit schwachem, metallisch klingendem Aufschlagen zu Boden gefallen. Hudez stierte mit irr blickenden, verglasten Augen in das Gesicht seines Todfeindes; seine Fähigkeit zu denken schien völlig erloschen; er machte so wenig einen Versuch, Widerstand zu leisten, als zu entfliehen.

Da trat Marie auf die Schwelle ihres Zimmers, bleich, mit thränennassen Augen und einer jungfräulichen Madonna jetzt vielleicht wirklich ähnlicher als je. Sie hatte nichts von Hudez' unseliger Wahnsinnsthat gesehen, sie sah nur, daß Lothar die hilfswillige, gebrechliche Gestalt mit eisernem Griff gefaßt hielt, und mit einem Ausdruck unwilligen Erbarmens rief sie ihm zu:

„Was soll das bedeuten? — Willst Du etwa meinen Besuchern auf solche Weise den Zutritt zu mir verwehren?“

„Deinen Besuchern?“ fragte er zurück, und die Erregung, in welche der Vorfall ihn versetzt haben mußte, verrieth sich nicht in seiner Stimme. „So kennst Du diesen Menschen? — Und Du hastest ihn erwartet?“

„Wäre ich irgend jemand Rechenschaft darüber schuldig? Aber ich bitte Dich allen Ernstes, diesem abscheulichen Auftritt ein Ende zu machen. Die Zahl meiner Freunde ist nicht so groß, daß ich ruhig zusehen könnte, wie man den aufrichtigsten und meiggennigsten von ihnen auf der Schwelle meiner Wohnung mißhandelt und beschimpft.“

In demselben Augenblick, da sie den Mordmörder ihren Freund genannt, hatte Lothar ihn freigegeben.

„Gehen Sie!“ sagte er kurz und hart. „Dort hinab! — Mag Ihnen denn ein anderer das Handwerk legen!“

Und Hudez gehorchte, wie er wahrscheinlich auch jedem anderen Befehl gehorcht haben würde. Stumm, gebeugt, mit kraftlos herabhängenden Armen, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach Marie umzusehen, schleuderte sie die Treppe hinunter.

„Bleiben Sie, Herr Hudez!“ rief Marie halblaut, indem sie eine Bewegung machte, als ob sie ihm nachzulaufen und ihn zurückhalten wollte. Aber mit ausgestrecktem Arm hinderte Lothar sie daran, weiter zu gehen.

„Mag der Glende Dein Freund gewesen sein bis zu diesem Augenblick — jetzt ist er es nicht mehr! Denn, wie Du mich auch hassen magst, Marie, Du wirst darum nicht Gemeinschaft haben wollen mit Banditen und Mordmördern.“

Sie sah mit starrem Blick in sein auffälliges erbleichendes Gesicht.

„Was sagst Du da, Lothar? Aber es ist ja nicht möglich!“

Stumm deutete er mit der Rechten auf das am Boden liegende Messer. Ein Ausruf des Entsetzens rang sich von Mariens Lippen. Sie beugte sich nieder, um die Waffe aufzuheben; aber schon im nächsten Augenblick schleuderte sie sie wieder von sich, wie wenn sie ein ekelhaftes Gewürm in den Fingern gehalten hätte. Mit allen Anzeichen des fürchtbarsten Schreckens stürzte sie auf Lothar von Brendendorf zu.

„Blut! — Blut! — Um Gotteswillen, Lothar! Du bist doch nicht verwundet?“

„Nicht so sehr, als es in Deines ehemaligen Freundes

Absicht gelegen haben mag,“ gab er ruhig zurück. „Ich fing das Messer auf, und der Stoß, der für meine Brust bestimmt war, streifte mir nur die Hand.“

Er hatte vorhin bei Mariens Erscheinen die Linke in die Tasche seines Ueberrocks gesteckt. Jetzt, da er das ungläubige Entsetzen auf ihrem marmorblassen Antlitz sah, zog er sie heraus, um sie von der Wahrheit seiner beruhigenden Versicherung zu überzeugen. Das verletzte Glied war mit Blut überströmt, und aus der tiefen, klaffenden Schnittwunde quoll noch immer ungehemmt der purpurne Lebenssaft.

Marie schrie nicht auf und sie wurde nicht ohnmächtig, aber sie erfaßte mit beiden Händen den gesunden Arm Lothars.

„Du darfst nicht gehen! — Ich lasse Dich so nicht fort! — Deine Hand muß verbunden werden — wir müssen einen Arzt holen, — o, ich beschwöre Dich, bringe mich nicht zur Verzweiflung, indem Du gehst!“

Es war nichts mehr von Haß und Feindschaft in ihrer Stimme, in ihren Augen, die mit so heißem leidenschaftlichen Stehen die Sprache der Lippen unterstützten. Doch Lothar machte sich mit sanfter Gewalt aus ihren Händen frei, und indem er die blutende Hand wieder in der Tasche verbergte, sagte er mit ernster Bestimmtheit:

„Die Wohnung einer jungen Dame ist nicht der rechte Ort für solche Hilfeleistung. Ich danke Dir für Dein Anerbieten, aber die kleine Schramme hat nichts zu bedeuten und sie wird mir auf der nächsten Sanitätswache noch früh genug verbunden werden. — Lebe wohl, Marie, — da es nun einmal zwischen uns nicht mehr heißen kann: Auf Wiedersehen!“

Sie streckte die Arme aus, um ihn zu halten.

„Lothar!“ rief sie mit bebender Stimme, als er den ersten Treppenabsatz hinabgestiegen war. Aber der Affessor hatte sie nicht mehr gehört, oder er wollte sie nicht mehr hören. Sein Schritt verhallte unten auf dem Hausflur. Marie aber lehnte das blonde Haupt an den Thürpfosten und starrte dumpf und thränenlos auf ihre gefalteten Hände nieder, unbekümmert darum, daß irgend ein neugieriger Hausbewohner nur den Kopf herauszustrecken brauchte, um sie so zu erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heim für Auswandrenerinnen in Boston.

Die lange beschwerliche Seereise ist überstanden, das Schiff ankert im Hafen der großen Stadt, und verwirrt blickt der Fremde um sich. Wohl ihm, wenn Freunde ihn erwarten, wohl ihm, wenn er weiß, wohin er seine Schritte lenken soll, wenn nicht sogleich Noth und Glend sich an seine Fersen heften! Wie aus langer Kerkerhaft befreit, betreten die Auswanderer aus dem Zwischendeck den amerikanischen Boden; manche hatten kaum eine Vorstellung von dem, was ihrer „drüben“ wartete, von den Enttäuschungen, von der mühsamen Arbeit, durch welche eine neue Lebensstellung errungen werden muß. Es ist unglücklich, in welcher Unwissenheit, mit welchem Leidenssinn oft die Auswanderung unternommen wird, und die amerikanische Regierung, welche in den letzten Jahren die Gesetze für die Aufnahme der Einwanderer verschärfte, erweist damit nicht nur dem eigenen Lande, sondern auch den fremden Ankömmlingen im großen und ganzen einen Dienst, so hart das Verfahren in einzelnen Fällen erscheinen mag.

Es ist noch nicht lange her, da geschah es, daß ein Landmädchen von kaum achtzehn Jahren in Boston landete. Eine Freundin, die „drüben“ einen guten Dienst gefunden, hatte ihr geschrieben, daß sie schon viel Geld nach der Sparskaffe getragen habe. Der armen Marie, deren Eltern todt waren und die auf dem Gutshofe in der Heimath nur 90 Mark jährlich verdiente, klang die Erzählung der Freundin wie ein wunderbares Märchen. Sie war gesund, sie konnte arbeiten, warum sollte sie nicht auch ihr Glück versuchen? Ihr kleines Erbtheil reichte zur Ueberfahrt — nun war sie wirklich in Boston angekommen! Um sie herrichte verwirrendes Gedränge; sie hoffte, die Freundin würde sie erwarten, aber ach! die hatte den schlecht adressirten Brief gar nicht bekommen, den Wohnort derselben wußte Marie nicht mehr anzugeben. Rathlos, verlassen stand sie in dem fremden Lande, dessen Sprache sie nicht verstand, hilflos einem ungewissen Schicksale preisgegeben. Da redet sie eine ältere Dame mit herzlichen Worten an. Wohl versteht sie den Sinn derselben nicht, aber sie faßt Muth, wie sie in die freundlichen Augen blickt, und bald ist eine Dolmetscherin zur Stelle, die ihr sagt, daß gute Menschen für sie sorgen, sie in ihr Haus nehmen, sie unterrichten und ihr eine Stelle verschaffen wollen. Marie ist vor undenkbarem Glend gerettet, ihre Zukunft sichergestellt!

Was ich hier mitgetheilt habe, ist keine bloße Erzählung; solche Fälle in großer Noth ist nicht nur ein glücklicher Zufall, der unter Tausenden eine treffen mag. Alles, was an der armen Marie geschehen ist, wird auch andern Mädchen geboten.

Seit 24 Jahren besteht in Boston der Verein der „Young Women's Christian Association“, der „Christliche Frauenverein“, der es sich zur

Aufgabe gemacht hat, solchen alleinstehenden Mädchen unter dem Auswandererschwarm eine Heimstätte zu bieten und ihre Unterbringung in geeigneten Stellen zu vermitteln. Er besitzt ein Haus, das mit seinen verschiedenen Abtheilungen ein ganzes Gewert einnimmt und doch recht großer Ausdehnung bedarf. Dieses Haus enthält eine Schule zur Ausbildung weiblicher Diensthöten, die vom vollendeten sechzehnten Jahre an Aufnahme finden und sechs Monate hindurch im Kochen, Anrichten, Waschen, Plätten, Servieren, Nähen, Sticken, kurz in allen häuslichen Arbeiten unterrichtet werden. Die ersten vier Wochen bilden eine Probezeit, welche über Befähigung und guten Willen der Höilinge entscheidet, die dann entweder weiter unterrichtet oder entlassen werden. Wohnung, Kost, Unterweisung sind völlig frei; die besseren Schülerinnen können sich sogar durch ihre Dienste 2 bis 10 Dollar monatlich erwerben. Mit der Anstalt ist eine Agentur verbunden, die auch für nicht im Hause ausgebildete Mädchen Stellen vermittelt und sich längst einen so guten Namen erworben hat, daß während der Bureaustunden ihre Räume immer von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gefüllt sind.

In Abendklassen ertheilen tüchtige Lehrerinnen solchen Mädchen und Frauen, welche Verlangen nach größerer geistiger Ausbildung haben und den Tag über anderwärts beschäftigt sind, Unterricht im Englischen, Französischen, Deutschen, Buchführen, Singen, in Stenographie, im Gebrauch der Schreibmaschine, Schneidern, alles für einen kaum nennenswerten Betrag. Eine große Turnhalle unter der Leitung einer erfahrenen Lehrerin bietet in körperlichen Übungen Förderung der Gesundheit — ein großer Segen für manche junge Arbeiterin, welche den ganzen Tag sitzende Beschäftigung hat. Viele, die sonst in keiner Beziehung zur Anstalt stehen, genießen den Vortheil dieser Turnstunden und manche andere den der guten, billigen Mahlzeiten im geräumigen Esstahl.

In einem solchen Hause kann die unerfahrene Ausländerin Aufnahme finden. Die Adresse desselben findet sich in den Schiffen und den Eisenbahnwagen angeheftet; an den Landeplätzen sind gütige Frauen bereit, hilflose Ankömmlinge in Empfang zu nehmen. Die Stewardess (Wirthschafterin) des Dampfers weiß von ihnen. Die Freunde braucht nur nach der Dame zu fragen, deren Zeichen ein blaues Band ist mit den aufgedruckten Buchstaben und Worten „Y. W. C. A. — Travellers' Aid“, und sie wird sofort die nöthige Auskunft ertheilen.

Die meisten deutschen Mädchen freilich werden in New-York landen; aber wenn sie vorher an „Young Women's Christian Association, Travellers' Aid Department, Berkeley St. Corner Appleton, Boston, Mass.“ schreiben, den Namen des Schiffes, auf dem sie fahren, angeben und gleich

nach ihrer Ankunft in New-York mit der Bahn nach Boston weiter reisen, so empfängt die freundliche Dame mit dem blauen Bande sie dort am Bahnhofe. In dem Falle jedoch, daß sie sich aus irgend einem Grunde dort verweilen sollten, braucht die junge Deutsche nur die aufgeschriebene Adresse einem Droschkentischer zu zeigen. Die meisten sind gute Freunde und Gehilfen des Vereins und liefern die Fremde, selbst wenn sie keine Geldmittel mehr hat, an die Vorsteherin des Hauses ab.

Und welch ein behagliches Heim sie dort findet! Helle, freundliche Zimmer mit hübschen Möbeln und weiße Gardinen an den Fenstern: Blumen und Bilder bringen die Bewohnerinnen selbst zum Schmuck hinein. Man könnte meinen, ein solches Zimmer müsse fast zur Bewohnung führen, da die meisten Mädchen später im dienenden Verhältnisse kaum ein gleich gutes bekommen werden; aber die hübsche Umgebung

soll gerade den Sinn für Ordnung und Sauberkeit fördern. Auch Badezimmer sind vorhanden; eine gute Bibliothek mit Lesezimmer steht der Benutzung offen, ein großer Saal vereinigt alle Mitglieder zu freien Konzerten, Vorlesungen und geistlicher Unterhaltung. Der wesentlichste Dienst aber wird der deutschen Auswandererinnen dadurch erwiesen, daß sie drei Monate hindurch unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache erhält.

Der Verein öffnet seine Pforten allen protestantischen Mädchen, die Aufnahme finden, ohne einen Unterschied zwischen den hier so vielfach sich abzweigenden Sekten zu machen; er breitet eine schützende Hand über sie, lehrt sie Nützlichtes leisten, weist sie auf den Weg der Arbeit und durch denselben auf den des Glückes und der Zufriedenheit.

Agnes Burdard, Washington.

Blätter und Blüthen.

Krankensförderung auf den Eisenbahnen. Das Reisen ist — der Regel nach — nur für Gesunde. Daher können auf den deutschen Eisenbahnen solche Personen, welche wegen einer sichtbaren Krankheit den Mitreisenden lästig fallen, von der Fahrt ausgeschlossen werden — es sei denn, daß sie ein ganzes Convo — ein „Abtheil“ — bezahlen. Noch schlimmer sind jene Unglücklichen dran, welche wegen dauernden Siechthums an das Bett gefesselt sind. Reisen in die Bäder, in Krankenheilanstalten, überhaupt von einem Ort zum andern können sie nur in besonders hierzu eingerichteten Wagen machen, und mit Dank sind daher Einrichtungen zu begrüßen, welche eigens zur Beförderung von solchen Kranken getroffen sind. Auf den preussischen Staatsbahnen sind Krankenwagen nach Art der Salomwagen vorhanden, die mit Betten und allem zur Krankensförderung Nöthigen versehen sind. Derartige Wagen sind auf den Stationen Altona, Köln, Erfurt, Wiesbaden, Hannover und Berlin, Slettiner Bahnhof, aufgestellt; sie werden auf Wunsch aber auch auf jeder andern preussischen Staatsbahnstation zur Verfügung gehalten. Für die Benutzung sind wenigstens 12 Fahrkarten I. Klasse zu lösen.

Wer sich diese Ausgabe nicht gestatten kann, dem wird für die Hälfte des Preises auch ein geeigneter Gepäck- oder Güterwagen oder auch ein Personenwagen III. oder IV. Klasse ohne Sitzreiter eingeräumt; in diesem Falle hat jedoch der Kranke für das erforderliche Bett, sowie für Stühle, Sessel und alle Gebrauchsgegenstände selbst zu sorgen. Zwei Begleiter sind frei.

Solche Einrichtungen verdienen umso mehr Anerkennung, als, wie die „Gartenlaube“ in ihrem Artikel „Gesundheitspflege und Eisenbahnverkehr“ (Jahrgang 1889, S. 488) nachgewiesen hat, im Eisenbahnverkehr noch mancherlei andere Forderungen der Hygiene nicht erfüllt sind.

Im Augustinerkeller zu München. (Zu dem Bilde S. 488 u. 489.) Ein schöner Juliabend lagert über der bayerischen Hauptstadt. Da geht es in langen Wallfahrtszügen hinaus nach den schattigen Gärten, wo die reine Luft so wohlthun unter den Bäumen herhaucht und ein Trunk vom Fass weg, wie ihn der Kaiser nicht besser haben könnte, Gaumen und Herz aufs herrlichste erquidt.

An kunstlosen hölzernen Tischen sitzt die Bevölkerung bunt durcheinander. Die Gewohnheit des Kellergehens vereinigt seit der hohen Zeiten alle Stände, und voll vernünftiger Gemüthsruhe sitzen der hohe Beamte, der Offizier, der berühmte Künstler mit ihren Damen zwischen den einfachen Arbeiter- und Handwerkerfamilien. Kein roher Ausruf, kein häßliches Wort stört den Frieden der allgemeinen Erholung; das Münchener Volk besitzt ein sicheres Schicksalitätsgefühl und dank demselben verkehrt hier alles in vollkommenstem Behagen. Die beiden Damen im Mittelgrund, Mutter und Tochter, könnten auch ohne den Schutz des jungen Doktors hier sitzen, dessen Gegenwart freilich den Reiz des Kellers für die hübsche Kleine wesentlich zu erhöhen scheint. Und es ist immer gut, einen Herrn zu haben, denn die Kellnerin, das „Fräulein“ mit der blonden Daarfrisur, ist sehr hörhörig für alleinsehbende Damen, nicht minder für grämliche alte Junggesellen, deren einer hinter ihrem Rücken erobert mit dem Dedel klappert, während sie huldvoll lächelnd mit dem jungen Künstler schäkert. Wer flug ist, holt sich seine Maß selbst, das thun die Studenten im Hintergrund nicht minder als die Professoren oder der eben im Schweiß seines Angesichts mit der dicken Gattin anrückende Bürger, dessen Seele nach einem frischen Trunk lechzt.

Daß ihn hier jeder zu denselben Preise haben kann wie in seiner eigenen Behausung, daß es ihm außerdem freisteht, sein Abendessen — kaltes Fleisch, oder auch nur ein Stück Brot — mitzubringen, das erklärt einerseits den völligen Mangel an Bequemlichkeit, welcher von dem richtigen Münchener als „Gemüthlichkeit“ empfunden wird; andererseits ist es aber ein Anstand von hoher wirtschaftlicher Bedeutung, denn wenn die ganze Bevölkerung einer Großstadt abends ohne Mehraufwand Lust und Behagen im Freien genießen kann, so sind die Folgen davon für Gesundheit und gute Laune gewiß hoch anzuschlagen. Und deshalb hat München alle Ursache, sich seiner „Keller“ zu freuen — sie gehören zu den besten Eigenthümlichkeiten der alten Hauptstadt!

Das Treideln auf der Havel. (Zu dem Bilde S. 497.) Nicht überreich an Reizen ist der Strom, den unser Bild dem Leser vorführt. Aber in der Nähe der größeren Städte, Potsdam, Spandau, da belebt sich der Spiegel der breithinfrömenden Havel mit allerlei Fahrzeug, und malerische Bilder erscheinen dem Blick.

Dem linken Stromufer entlang fährt der sogenannte „Treidelsieg“, eine Einrichtung, die in andern Gegenden unseres deutschen Vaterlandes unter dem Namen „Keimspad“ bekannt ist. Da sieht man fast täglich gedückte Männergestalten langsam dahinschreiten: an einer Leine, die an einem um die Brust geschlungenen Gurt befestigt ist, ziehen sie lange Holzflöße hinter sich her, mit einem derben Knäuel sich stützend und nachhelfend, die Treidler.

Es ist ein genügsames, hartgewöhntes Volk; einfache Strohhütten auf den mächtigen Flößen sind ihre Wohnung und schwer ist ihre tägliche Arbeit — wird sie ja doch in vielen Gegenden längst nicht mehr von Menschen, sondern von Pferden besorgt. Aber des Treidlers Leben ist darum nicht ohne Lichtblicke. Vor seinem Strohzelte locht er sich ein einfaches Mahl, und wenn der Abend gekommen ist, da werfen die Flammen seines „Herdfenens“ breite Feuerfäden über den glatten Spiegel des Stroms und lustige Klänge tönen herüber an das schweigende Ufer, Musik, Gesang und fröhliches Schwätzen.

Sie kommen von weit her, die Oder herab, durch den Finowkanal in die Havel, und verbringen die Bauhöfe mit dem Holz ihrer Flöße. Wenn aber der nahe Winter das Treideln verbietet, dann finden sie sich zu Hause andere Beschäftigung, bis mit dem neuen Frühjahr auch die mühselige Fahrt nach dem flößereichen Havellande wieder beginnt.

Die Stednadel gehört zu den kleinen Befehlen des menschlichen Lebens, mit denen man wenig Federlesens macht und die einzeln zu den werthvollsten Dingen gerechnet werden. Und doch ist die Stednadelindustrie eine der großartigsten. In Birmingham werden täglich 37 Millionen Stednadeln hergestellt; die übrigen Fabriken in England liefern täglich ungefähr 19 Millionen; in Frankreich werden ungefähr 20, in Deutschland und andern Ländern 10 Millionen täglich verfertigt. So kann das Kleinste wie in der Natur so auch in der Industrie durch seine Masse eine große Rolle spielen. Die kleine Stednadel ist für Arbeiter, Fabrikanten und Kaufleute so wichtig wie die riesigen Lokomotiven und Kanonen. †

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. B. und A. S. H. Steubenville, Ohio. Die Dienzeit eines vor Beginn der Militärpflicht freiwillig eintretenden Jünglings beträgt wie bei den Ausgehobenen drei Jahre. Nur den Truppendienst, bei welchem er dienen will, kann der Freiwillige sich wählen.

V. S. in St. Es wünschen zu wissen, wo die frühere so beliebte „Räuber“ Jüfers heimisches Stadttheater jetzt ein Engagement gefunden hat. Auf solche Fragen ertheilt der „Neue Bosteralmanach“ für das Jahr 1890, herausgegeben von der „Gesellschaft deutscher Bühnensangehöriger“ (Berlin, F. A. Gumbel und Sohn), der jetzt an die Stelle des „Gesellschafts“ getreten ist, zuverlässige Auskunft. Er ist ein vollständiges Adreßbuch des deutschen Theaters, giebt über alle denkwürdigen Ereignisse im Theaterleben des letzten Jahres, über die Arbeiten der dramatischen Schriftsteller, über die theatralischen Vereine, Agenturen und alles Wissenswichtige auf diesem Gebiete eingehenden Aufschluß.

H. A. in Bremen. Ihre Anfrage eignet sich zur Beantwortung durch den Briefkasten nicht. Können Sie sich selbst durch einen Buchhändler Werke der gewünschten Art vorlegen und wählen Sie dann selbst!

„Who is right?“ Universitätsprofessoren bedürfen während der griechischen Ferienzeit keines Urlaubs, doch müssen die ordentlichen Professoren den Betrag der betr. Fakultät Anzeige machen; Privatdozenten bedürfen keines Urlaubs, doch haben sie dem Rektor eine bezgl. Anzeige zu erstatten. — Bureau- und Unterbeamte der Universitäten haben wie jeder andere Staatsbeamte in und außerhalb der Ferienzeit zu Reizen oder sonstigen arbeitsvollen Unternehmungen ihres Berufes einen Urlaub nachzusuchen. Wie oft und unter welchen Umständen derselbe erteilt wird, hängt von den jedesmaligen dienstlichen Verhältnissen ab.

H. B. in Ruhrthal. Es ist bis jetzt nicht nur nicht gelungen, einen Winkel, welcher kein rechter ist, mittels geometrischer Konstruktion in drei gleiche Theile zu theilen, sondern die Unmöglichkeit der Lösung ist schon lange bestimmt bewiesen. Darans folgt, daß auch keine Deduktion einen Beweis auf die Lösung des Problems der Dreitheilung eines Winkels liefern kann.

Französische Abonnenten in Tours. Der Ausbruch „Böhmische Dörfer“ findet sich nach dem neuen „Deutschen Wörterbuch“ von Koelz Deane schon im Simplicius Simplicissimus. Er bedeutet nichts anderes als unbekante, fremdartige Dinge, denn dem Deutschen klingen die böhmischen Vornamen fremd und unverständlich. Weitergen hat sich bald der Ausdruck „spanische Dörfer“ neben den von den „Böhmischen“ gelehrt, selbstverständlich in durchaus gleicher Bedeutung.

H. S. in Altendura. Die englischen Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt, die Sie durch jede gute Buchhandlung beziehen können, dürfen Ihren Vätern wohl entziffern. Sie können daraus etwas Nützlichtes lernen, wenn Sie gleich mit Ausdauer üben.

A. R. in New-York. Nicht verwendbar.

H. R. in Duisburg. Ihre Anfrage ist so allgemein gefaßt, daß wir eine bestimmte Beantwortung derselben Ihnen nicht zu geben vermögen.

H. Z. in V. Ein beachtenswerther Vortrag über Franzensule für gebildete Stände, der viele derartige Stoffe namhaft macht und deren Einrichtungen beschreibt, wurde auf dem Armentage zu Erfurt am 30. September 1889 von Eintrich Pfluge gehalten und ist im Druck (Verlag der Adreßreichen Buchhandlung O. Biederann in Erfurt) erschienen.

V. H. u. C. V. in Berlin u. M. S. in Chemnitz. Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Inhalt: Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (2. Fortsetzung). S. 485. — Waldäuser. Bild. S. 485. — Der Augustinerkeller in München. Bild. S. 488 u. 489. — Originalgestalten der heimischen Vogelwelt. Thiercharakterzeichnungen von Adelf und Karl Müller. 4. Deutsche Unterbilder. a. Waldäuser. S. 490. Bild. S. 485. — Araberinnen und Wüstenreisen von Dr. A. E. Wehm. (Fortsetzung u. Schluß). S. 492. — Das ist die Zeit der Auswandererinnen in Boston. Von Agnes Burdard. S. 499. — Roman von Reinhold Erdmann (Fortsetzung). S. 496. — Das Treideln auf der Havel. Bild. S. 497. — Ein Heim für Auswandererinnen in Boston. Von Agnes Burdard. S. 499. — Blätter und Blüthen: Krankensförderung auf den Eisenbahnen. S. 500. — Im Augustinerkeller zu München. S. 500. (Zu dem Bilde S. 488 u. 489.) — Das Treideln auf der Havel. S. 500. (Zu dem Bilde S. 497.) — Die Stednadel. S. 500. — Kleiner Briefkasten. S. 500.